

Durch die Linse



Du sollst dir kein Bildnis machen

Der andere Blickwinkel

Es ist wie nach dem Krieg

Sonne der Gerechtigkeit

Seite 3

Seite 4

Seite 9

Seite 24

Zeitschrift der Alt-Katholiken für Christen heute

58. Jahrgang Januar 2014

Christen heute



Beschämt von Austritten evangelischer Christen

Der römisch-katholische Trierer Bischof **Stephan Ackermann** hat bedauert, dass auch die „evangelischen Partner“ von der „Krise im Bistum Limburg“ betroffen seien und Kirchenaustritte hinzunehmen hätten. Er sagte an den Präses der Evangelischen Kirche im Rheinland, **Manfred Rekowski**, gewandt, es beschäme ihn, „wie evangelische Christen durch innerkatholisches Verhalten betroffen sind, und ich will diese Scham Ihnen gegenüber bekennen“. Ackermann sprach von einer „eigenartigen ökumenischen Verbundenheit“. Diese Ökumene unter schmerzlichen Vorzeichen zeige aber auf ihre Weise: „Wir gehören zusammen.“

Erste Bischöfin der Britischen Inseln

Erstmals hat die anglikanische Kirche in Irland eine Frau zur Bischöfin geweiht. Die feierliche Zeremonie für die 53-jährige **Pat Storey** fand am 30. November in der Christ Church Cathedral in Dublin statt. Storey leitet nun die Diözese Meath and Kildare. „Die Ernennung ist eine große Freude für viele in der Kirche von Irland und in der anglikanischen Weltgemeinschaft“, so der Erzbischof von Dublin, **Michael Jackson**. Die irischen Anglikaner hatten als erste der vier Nationalkirchen auf den Britischen Inseln das Bischofsamt für Frauen geöffnet. Die schottische Episkopalkirche folgte, die Kirche von Wales steht kurz vor diesem Schritt. In der Kirche von England wird seit Jahren über die Zulassung von Frauen zum Bischofsamt gestritten. Ende November einigte sich die Generalsynode in London auf eine neue Gesetzesvorlage zur Zulassung von Frauen zum Bischofsamt, über die voraussichtlich im Juli abgestimmt wird.

„Wahrheiten und Lügen über Armut“

Die Menschenrechtsorganisation Oxfam und die anglikanische Kirche von Wales haben „Wahrheiten und Lügen über Armut“ veröffentlicht. Der gemeinsame Bericht, den der Waliser Erzbischof **Barry Morgan** vorstellte, enthält auch sechs als „Armutsmymen“ bezeichnete Sätze, etwa Arme seien faul und wollten nicht arbeiten, neigten zu Alkohol- und Drogenkonsum oder könnten nicht mit Geld umgehen. Weitere Vorurteile lauten, Arme hätten ein „leichtes Leben“ und sorgten für Löcher in der Staatskasse. Erzbischof Morgan sagte, nur mit einem wahrhafti-

gen Verständnis der Lebenswirklichkeit armer Menschen seien eine Beseitigung der Armut und der Aufbau einer gerechteren Gesellschaft möglich. Nach Angaben der Studie glauben mehr als 80 Prozent der Briten, dass „eine große Zahl von Personen falsche Ansprüche geltend macht“. Tatsächlich aber lägen betrügerische Ansprüche auf einem historisch niedrigen Stand. Lediglich 0,9 Prozent des Sozialbudgets gehe wegen Betrugs verloren.

Frauenhandel mit Taifun-Opfern

Kirchenvertreter auf den Philippinen warnen vor einer Zunahme des Menschenhandels nach dem Taifun Haiyan. Das Chaos nach dem Wirbelsturm habe potenzielle Opfer „extrem verwundbar“ gemacht, sagte Weihbischof **Broderick Pabillo**, Obmann einer ökumenischen Aktionsgruppe gegen Menschenhandel. Der Leiter einer staatlichen Arbeitsgruppe gegen Menschenhandel, **Raymond Jonathan Lledo**, erklärte, es gebe Hinweise, dass Ausländer vermehrt Frauen aus der Katastrophenregion anwürben.

Zweifel an Heiligsprechung

Persönlich nicht verstehen kann der Theologe **Hans Küng** nach eigenem Bekunden, dass **Johannes Paul II.** heiliggesprochen werden soll. Dieser sei „der widersprüchlichste Papst des 20. Jahrhunderts“. Die Heiligsprechung abzubrechen wäre indes „nicht nur ein Affront gegen Benedikt, sondern auch gegen viele Polen. Ich kann verstehen, dass Franziskus das nicht will.“ Küng stellte zudem die Frage, ob Heiligsprechungen heute überhaupt noch einen Sinn haben. Sie seien eine Erfindung des Mittelalters. Der 85-Jährige ist einer der bekanntesten Theologen der Gegenwart. 1979 hatte der Vatikan dem katholischen Priester wegen dessen Kritik an der Unfehlbarkeit des Papstes die Lehrerlaubnis entzogen.

Juden fürchten wachsenden Antisemitismus

Die Mehrheit der Juden in Europa befürchtet laut einer Studie einen wachsenden Antisemitismus. Für 76 Prozent hat sich die Situation in den vergangenen fünf Jahren in ihrem jeweiligen Land verschärft, heißt es in einer Umfrage der Europäischen Grundrechte-Agentur (FRA). In Deutschland gaben 68 Prozent der Befragten an, dass der Antisemitismus gewachsen sei. Rund ein Viertel ziehe deshalb eine Emigration in Betracht. 63 Prozent der Befragten vermieden es, auf der Straße

jüdische Symbole zu tragen. 21 Prozent der Befragten berichteten, sie hätten allein in den vergangenen zwölf Monaten antisemitische Äußerungen oder andere Belästigungen erfahren. Zwei Prozent seien in der Zeit Opfer eines gewaltsamen Übergriffs geworden.

Katholiken leben nicht nach Lehre

Eine Befragung im Erzbistum Köln zu Ehe, Familie und Sexualität offenbart eine tiefe Kluft zwischen kirchlicher Lehre und Leben der Katholiken. „Insgesamt wird die Lehre der Kirche als welt- und beziehungsfern angesehen“, hieß es bei der Vorstellung der Ergebnisse. Viele praktizierende Katholiken könnten die Ablehnung künstlicher Mittel zur Empfängnisverhütung und homosexueller Partnerschaften sowie den Ausschluss wiederverheirateter Geschiedener von der Kommunion nicht nachvollziehen. Die Umfrage war Anfang November von Papst Franziskus initiiert worden, um Erkenntnisse für die außerordentliche Weltbischofssynode zum Thema Familie im Oktober 2014 zu gewinnen. Nach Worten des Leiters der Hauptabteilung Seelsorge, **Martin Bosbach**, handelt es sich nicht um eine repräsentative Umfrage. Allerdings spiegle das Ergebnis die Mehrheitsmeinung der aktiven Katholiken.

Pfarrer bringt Kinder zum Weinen

Ein anglikanischer Pfarrer im englischen Chippenham hat mit seinen Wahrheiten über den Weihnachtsmann Dutzende Kinder zum Weinen gebracht. Der Geistliche habe in einer Grundschule Kindern erzählt, dass der Weihnachtsmann gar nicht echt sei, sondern auf der Heiligenlegende des Nikolaus von Myra basiere, berichtet die Tageszeitung *The Times*. Danach hätten zahlreiche Kinder in Tränen aufgelöst die Schule verlassen. Eltern beschwerten sich nach der Veranstaltung über den Pfarrer. Die Mutter eines Kindes klagte laut der Zeitung: „Wir würden auch nicht einfach in die Kirche während des Gottesdienstes spazieren und sagen, dass Jesus nicht echt ist.“ Für viele der Kinder sei das Weihnachtsfest nun ruiniert. Der Pfarrer entschuldigte sich nach dem Debakel schriftlich bei der Schulleiterin. Er habe unter keinen Umständen mit seiner Erklärung einem Kind das Weihnachtsfest verderben wollen.



Durch die Linse

Du sollst dir kein Bildnis machen

„Du knipst nur und fotografierst nicht,“ musste ich mir auf einer siebentägigen Wanderung durch die Alpen von einer mitwandernden Frau sagen lassen, als ich immer wieder meine Kamera nahm, um markante Wegpunkte unserer Wanderung mit der Kamera festzuhalten. Diese provokante Äußerung traf mich, denn ich meinte bis zu diesem Augenblick, dass ich beim Fotografieren auf die Bildgestaltung und das Motiv achten würde. Schnell kamen wir ins Gespräch: Sie war eine begeisterte Hobbyfotografin und erläuterte mir, dass Fotografieren für sie nicht einfach nur das „Knipsen“ von schönen Landschaften sei.

„Die Kamera sieht das Motiv anders als dein Auge“, erklärte sie mir; „wenn du mit einem Teleobjektiv ein Motiv heranzoomst, dann bekommst du kein Gefühl für die Komposition eines Bildes. Nimm ein Objektiv mit einer festen Brennweite und versuche damit, das Bild, das du dir von deinem Motiv machst, zu gestalten,“ war ihr Rat, als ich sie fragte, wie ich denn nach ihrer Meinung das Fotografieren lernen könne. „Zeit nehmen, ein Bild zu gestalten, hilft dir, auch aus dem Augenblick heraus zu fotografieren“ riet sie mir weiter.

So entschloss ich mich, das Teleobjektiv – mein ganzer Stolz – für einen Tag nicht mehr zu benutzen, sondern mit einem Objektiv mit der klassischen Brennweite zu fotografieren. Es war ein anstrengender Tag, denn jetzt musste ich mich bewegen, wo ich zuvor das Objektiv bewegt hatte; aber ich begriff, dass dies zwar anstrengend war, aber auch lehrreich, denn ich „knipste“ nicht mehr viele Bilder aus einer Position, sondern näherte mich meinem Motiv vorsichtig, bekam einen neuen Blick für die Landschaft und die Menschen, die mit uns wanderten.

Mir wurde klar, dass ein Schnappschuss dann gelingen kann, wenn die Kamera Teil meines Auges wird. Ich lernte – schon bevor ich die Kamera ans Auge führte – auf Szenen und Entwicklungen zu fokussieren. Ein Bild, und besonders ein Schnappschuss, „friert“ einen bewegten Moment ein. Was nur eine hundertstel Sekunde dauert, wird festgehalten für eine „Ewigkeit“. Den richtigen Augenblick zu erspüren, wann ein Bild von einem Menschen gelingt, ist nur möglich, wenn ich lerne, jeden Augenblick als einmalig und nicht wiederholbar wahrzunehmen. Und das gilt auch für Landschaften; denn beim

Fotografieren erst sehe ich, wie sich das Licht verändert und damit das Motiv, das ich „behalten“ will.

Fotografieren hält einen Augenblick fest, der nicht wiederholbar ist. Instinktiv wissen die Menschen, die fotografiert werden. Wenn Menschen, die ich fotografiere, die Kamera sehen, verhalten sie sich anders. Schon kleine Kinder, die mitbekommen, dass sie fotografiert werden, posieren für die Kamera. Sie wollen gut abgebildet werden, wollen das Bild mitgestalten, das ich mir von ihnen mache, wenn ich sie fotografiere. Eine andere Reaktion ist, sich dem Bild zu entziehen, weil sie meinen, sie seien nicht fotogen; weil ihnen das Bild, das sich die Kamera von ihnen macht, nicht gefällt.

So wird deutlich, das fotografierte Bild eines Menschen zeigt eine doppelt gestaltete Wirklichkeit: Der Fotograf gestaltet das Bild mit seinem Blick, er wählt den Ausschnitt und den Moment aus, den er „festhalten“ will; die Menschen, die fotografiert werden, gestalten diesen Augenblick mit; den Schnappschuss, der die Wirklichkeit „unverfälscht“ abbildet, gibt es nicht.

*Foto Titelseite:
Heike Kiefel*

Wirklichkeit und Bild

Während der Wanderung durch die Alpen erhielt ich noch manchen guten Tipp von dieser Frau, die für ihre Bilder, die sie in dieser Zeit schoss, schwer arbeitete: Ihr Rucksack war doppelt so schwer wie meiner, weil sie mehrere Objektive, eine Kamera und ein Stativ mit sich schleppte. Sie stand frühmorgens auf, während wir noch schliefen, um den Sonnenaufgang in den Bergen zu fotografieren; sie hatte ein hochlichtempfindliches Objektiv, um in der schummrigen Alpenvereinschütte ohne Blitz zu fotografieren.

Beim Wandern sprach sie auch über die Bilder und über die Möglichkeit, diese am Computer zu gestalten, und sie kannte viele Tricks, ihre schon guten Bilder weiter zu verfeinern. Doch sie wusste auch und lehrte mir mit jedem Bild, das wir fotografierten und dann

besprochen, dass ein Bild eine eigene Wirklichkeit schafft.

Mit uns wanderte ein pensionierter evangelischer Pfarrer mit seiner Frau. Lange Zeit hörte er mit uns wandernd unseren Gesprächen zu. Meine Fotolehrerin war als Mädchen in der DDR aufgewachsen, sie war kirchlich ungebunden, religiös war sie nicht. Umso erstaunter war ich, als sie am letzten Tag unserer Wanderung sich an den Pfarrer wandte und bemerkte, sie als leidenschaftliche Fotografin habe verstanden, warum Gott mit dem 2. Gebot seinem Volk verboten hatte, sich ein Bild von Gott zu machen. „Bilder bilden die Wirklichkeit nicht ab; sie schaffen eine eigene Wirklichkeit“ meinte sie. „Wenn ich mir ein Bildnis von einem Gott, von einem Menschen, von einer Landschaft mache, so ist dies nicht Gott, nicht der Mensch oder die Landschaft, sondern nur ein Bild davon.“ Ich begriff: Das

Bild kann mich an einen Augenblick erinnern, den ich, als ich ihn fotografierte, festhalten wollte, aber wenn ich das Bild anschließend betrachte, ist es nicht der Augenblick, sondern „nur“ ein Bild davon. „Und Gott wollte vermutlich nicht,“ so die Schlussfolgerung meiner freiwilligen Fotografehrerin für diese Wanderwoche, „dass wir Menschen das Bild, das wir uns von Gott machen, mit Gott verwechseln“.

Bernhard Scholten

Der andere Blickwinkel

Fotografieren erweitert die Sinne

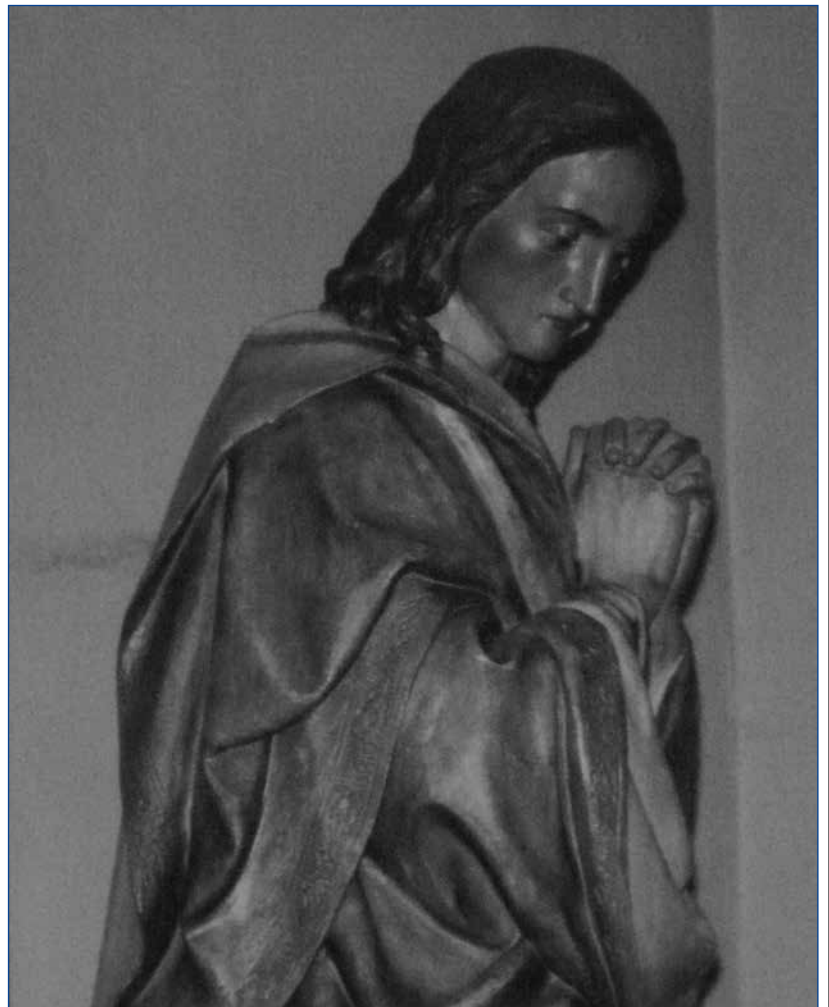


Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Nordstrand.

Früher, als freie Journalistin, hatte ich für meine Termine bei der Lokalzeitung Schwarz-Weiß-Filme zur Verfügung. An freien Tagen legte ich dann gern mal einen Farbfilm ein, manchmal aber machte ich meine liebsten Fotos zwischen zwei Terminen auch in Schwarz-weiß. Heute habe ich eine geschenkte Digitalkamera, die handlich und leicht ist, mit deren einem Objektiv ich fast alles von nah und fern erfassen kann.

Mit Vorliebe fotografiere ich Heiligenfiguren. Aber wo ich damals dank Auto weit herumkam und an jeder Kirche aussteigen oder vor Motivbildstöcken Halt machen konnte, ist es heute weniger geworden. Dennoch schaue ich mir gerne meine Bildserien an. Leider bin ich eine miserable Archivarin, was seit der Digitalkamera noch schlimmer geworden ist, da ich immer erst die Computerkiste „anschmeißen“ muss, dann jede Bildnummer aufrufen, anschauen und umbenennen.

Der Reiz am Fotografieren ist der andere Blickwinkel. Und das Fotografieren heute wie das Betrachten der vielen alten Abzüge im Nachhinein ist eine Art Meditation für mich. Ich fotografierte damals nicht mit Kunstlichtfilm, weshalb die Ausleuchtung, das „Anblitzen“ der Statuen manchmal ein Makel war. Aber darum ging und geht es mir nicht. Wenn ich vor einer Kirchenfigur stehe,



betrachte ich sie zuerst von allen Seiten. Ich krieche in allen Lagen um die Figur herum (hoffend, dass niemand herein kommt). Versuche, ihr direkt in die Augen zu schauen. Beobachte, auf Zehenspitzen stehend (manchmal wünsche ich mir in den Kirchen eine Leiter), wie sich ihr Gesichtsausdruck verändert; probiere von links, schräg unten und mancherlei Weise eine andere Perspektive einzunehmen. Die Kameralinse ist dabei mein Auge, mit dem ich Ausschnitte erfassen kann, die ich mit dem weiten menschlichen Blickfeld so nicht bekomme. Das Ausblenden der Umgebung des Ausschnittes geschieht bereits mit meinem Auge, in der Auseinandersetzung mit der Figur; indem ich errahne, was das Wesen einer Figur ist; fühle, was der Künstler, die Künstlerin ihr mitgegeben haben. Und natürlich ist es auch interessant, anhand der Attribute, den Beigaben der Heiligen, ihren Namen herauszufinden: Hieronymus mit dem Hut, Barbara mit dem Turm, Apollonia mit der Zange ... Bei den Märtyrern oft ihre Folterwerkzeuge.

Aber auch den Schmerzensmann habe ich fotografiert: geschunden, mit sträh-nigem Haar, leidensvollen Gesichtszü- gen aus dem Holz geschnitten, die mir nahe gehen, gerade weil ich sie aus ver- schiedenen Blickwinkel wahrnehme und ihren Gefühlen nachspüre. Ich ver- suche, etwas von den Facetten mens- chlicher Empfindungen zu verstehen. Die Freude, die Weisheit, das Leuchten oder auch das tiefe Leid der Gesichter, der Haltung aufzunehmen – nicht nur mit der Linse, sondern auch mit dem Her- zen. Fotografieren erweitert die Sinne. Dadurch, dass jedes Foto – genau wie die dargestellte und in ihrer Bewegung gleichsam eingefrorene Figur – nur eine Momentaufnahme ist, erweitere ich andererseits mit der Kamera ihren Bewegungsspielraum. Der Blickwinkel macht die Figur lebendig.

Ein lustiges Bild habe ich einmal ge-



macht, da Christus von einer Empore herunter blickte. Ich stellte mich irgend- wann genau darunter und fotografierte hinauf. Auf der Aufnahme sind nur die vom Sitz herab baumelnden nackten Fußsohlen Christi zu sehen.

Ein anderes Motiv schloss ich in mein Herz, weil der Jüngling, den die lackierte Holzfigur darstellte – es war der Jünger Johannes – einen so ausdrucksstarken Blick hatte, der mich

glauben machte, er weine. Ich habe noch nie eine Figur mit so einem inten- siven Blick gesehen. Die Figur steht in Nordkirchen im römisch-katholischen Kreisdekanat Coesfeld. Die Bilder habe ich nur als Abzüge vorliegen, weshalb ich sie noch einmal abfotografierte für diese Ausgabe.

Francine Schwertfeger



*Foto unten:
Francine
Schwertfeger
schaut durch die
Linse.*



Gerhard Ruisch ist Pfarrer in Freiburg.



Bewusst fotografieren - und bewusst nicht

Über lange Zeit hat sich am Fotografierverhalten der Meisten nicht viel geändert. Nachdem die Zeit vorbei war, in der das Hantieren mit riesigen, schweren Plattenkameras nur etwas für einige wenige Spezialisten war, und die Kleinbildkameras Einzug hielten und erschwinglich wurden, von da an war es üblich, Familienfeste, Urlaube, das neue Auto, das Heranwachsen der Kinder selbst im Bild festzuhalten. Sicher, die Qualität der Bilder hat sich verändert: Sie wurden größer, besser belichtet, schärfer. Ein Sprung nach vorne ergab sich durch die Erfindung der Farbfotografie. In dem Maße, wie das Entwickeln der Bilder billiger wurde, wurde auch mehr fotografiert. Aber die Tatsache, dass noch immer jedes einzelne Bild bezahlt werden musste, führte auch dazu, dass man überlegte, ob es sich wirklich lohnt, das Motiv festzuhalten. Ebenfalls über Jahrzehnte kennzeichnend für das Fotografieren war die Spannung, mit der man wartete, bis der Film aus dem Fotolabor kam, falls man nicht sogar selbst entwickelte. Dann wurde im Laufe weniger Jahre alles anders! Die Digitalfotografie machte das Fotografieren unschlagbar einfach und billig. Es kommt nicht mehr an auf das einzelne Bild, man kann es ja mit einem Tastendruck wieder löschen. Ich kann getrost beliebig oft „draufhalten“, wenn es nichts wird, wieder weg damit! Ich kann dasselbe Motiv 20 mal knipsen, ein Versuch darunter wird schon gelingen! Inzwischen

*Foto:
Bregenzer
Festspiele -
Heike Kiefel*

braucht man nicht einmal mehr einen Fotoapparat dazu, man knipst mit dem Telefon. Hätten wir das einem vor 20 Jahren erzählt, er hätte uns für verrückt gehalten. Das hat den großen Vorteil, dass der eingebaute Fotoapparat immer zur Hand ist – es kommt nicht mehr vor, dass ich denke, ach, hätte ich doch nur meine Kamera dabei. So entsteht manches wunderbare Bild, das es sonst nie gegeben hätte, zumindest soweit die eingebauten Kameras das hergeben.

Leider hat diese technische Revolution auch ihre Kehrseite, welche die Meisten wohl noch gar nicht bemerkt haben. Zu groß ist noch die Faszination der Möglichkeiten und des Allzeit-Bereit. Doch die Kehrseite ist, dass viele längst einen inneren Zwang entwickelt haben, immer und auf alles draufzuhalten. Letzte Woche war ich in einem klassischen Konzert, und neben mir saß ein durchaus nicht mehr ganz junges Paar, das die meiste Zeit mit seinem iDings filmte. Jedes Ein- und Ausschalten quittierte das Gerät mit einem Piep. Normalerweise versuche ich, kein Nörgler zu sein, aber das hat mich so gestört, dass ich die beiden genervt bat, den Piepser abzustellen.

Da hat sich mir in extremer Weise ein Phänomen gezeigt, das eine Folge davon ist, dass das Festhalten durch die Linse gar so einfach geworden ist: Vor lauter Bedürfnis, einen Augenblick festzuhalten (Faust: „Werd‘ ich zum

Augenblicke sagen: Verweile doch! du bist so schön!“), versäumen Menschen, ihn zu leben. Wie kann ich Musik genießen, wenn ich damit beschäftigt bin, sie zu speichern? Und welcher grausiger Abklatsch ist so ein Handy-Filmchen gegenüber dem echten Konzert! Wie kann ich Natur genießen, wenn ich sie nur noch als Fotograf sehe, nicht mehr als Mit-Geschöpf? Wie kann ich eine fremde Stadt erleben, wenn ich sie nur als Steinbruch für mögliche Fotomotive betrachte?

Es geht mir bestimmt nicht darum, das Fotografieren madig zu machen. Ich mache es ja selbst gerne, wenn auch vermutlich nicht besonders begnadet. Was in den Artikeln vor diesem geschrieben wurde, unterstreiche ich gerne. Ich möchte nur dafür plädieren, nicht nur zu knipsen, weil ich den Apparat sowieso in der Hand halte oder weil es so einfach ist. Ich plädiere dafür, einen Moment innezuhalten und zu überlegen, was denn gerade dran ist: fotografieren oder erleben und genießen. Auch zu überlegen, ob das denn überhaupt festgehalten werden kann. Zum Glück habe ich noch nicht erlebt, was der evangelische Pfarrer und Liedermacher Wolfgang Buck bei einem seiner Konzerte erzählt hat: dass er als Pfarrer bei einer Taufe hören musste, wie ein Gast hinter ihm sagte: „Jetzt latscht der Depp mir doch voll ins Bild 'nei.“ Dass es manchmal sogar gut sein kann, ohne Kamera zu „fotografieren“, dazu mehr auf der Panoramaseite.

Gerhard Ruisch

Um sichtbar zu sein, brauchen wir Ihre Fotos!

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte, weiß der Volksmund. Bilder lassen einen hinschauen, und sie können sehr viele Informationen, aber auch eine Stimmung auf einen Blick vermitteln. Nicht zuletzt darum dienen sie in der Kommunikation, in Werbung und Zeitschriften wie im Fernsehen, als Ankerpunkt der Aufmerksamkeit. Ein ansprechendes Foto animiert dazu, auch den dazugehörigen Text zu lesen.

Der Kommunikations-Wissenschaftler Thomas Knieper von der Universität München macht deutlich, dass die Bild-Fixiertheit des Menschen sogar so weit führt, dass beispielsweise bei einem Fernsehbericht, bei dem die Aussagen von Bild und Text einander widersprechen, die Bilder als wahr und der dazu gesprochene Text als falsch interpretiert werden. Der Grund dafür lautet: Das Auge ist der wichtigste Sinn des Menschen. Ihm vertraut er mehr als sämtlichen anderen Wahrnehmungen.

Rund die Hälfte des menschlichen Gehirns ist daher auch für die Verarbeitung visueller Reize zuständig. Der Mensch bringt seiner Sehfähigkeit nahezu blindes Vertrauen entgegen - was angesichts heutiger Möglichkeiten der

Bildbearbeitung ziemlich fragwürdig ist.

Wenn wir in der Öffentlichkeitsarbeit daher Aufmerksamkeit für unsere Kirche gewinnen wollen, dann machen wir es den Adressatinnen und Adressaten leicht, wenn wir dafür gute Bilder benutzen. Ohne Bilder bleibt das Geschriebene gesichtslos, der Text erscheint als Wüste, die keinen Zugang bietet – völlig unabhängig davon, wie gut der Text auch geschrieben sein mag.

Doch es ist nicht einfach, gute Bilder zu finden, noch dazu, wenn sie authentisch alt-katholisch sein sollen. Es wurde Kritik geäußert, dass die Auswahl, die wir für die im letzten Jahr erschienene 16-seitige Infobroschüre über die alt-katholische Kirche verwendet haben, den Eindruck einer selbstbezüglichen und klerikalen Kirche vermitteln könnte. Diese Sorge ist natürlich ernst zu nehmen, tatsächlich zeigten relativ viele Fotos liturgische Situationen. Und dabei stehen doch (auch) in unserer Kirche die drei Lebensäußerungen der Kirche – Martyria (Zeugnis geben), Diakonia (Sorge um den Nächsten) und Leiturgia (Gottes Gegenwart feiern) – untrennbar beieinander.

Darum hatte der Koordinator Öffentlichkeitsarbeit unseres Bistums, Walter Jungbauer, in einer der letzten Ausgaben von *Christen heute* (CH 11/2013) darum gebeten, ihn über vorhandenes Bildmaterial in Kenntnis zu setzen, welches gerade außerhalb gottesdienstlicher Kontexte und/oder ohne Geistlichkeit im Bild aus unseren Gemeinden und von dem bunten Leben unserer Kirche erzählt. Leider (bisher) ohne Resonanz.

Natürlich ist ein gutes Bild in diesem Zusammenhang eine besondere Herausforderung: Eine Pfarrerin in Albe und Stola ist ein Bildmotiv, das erkennbar und sehr spezifisch alt-katholisch ist – bei Menschen, die zum Beispiel gemeinsam Kaffee trinken, ist der Unterschied zu einem beliebigen anderen Verein oder einer x-beliebigen Gruppe selten sichtbar.

Daher die herzliche Einladung, ab jetzt ganz besonders genau durch die Linse des Fotoapparates zu blicken und spezifisch alt-katholische Momente, Situationen, Begebenheiten einzufangen, in denen sich unsere Kirche, ihre Gemeinden und deren Lebendigkeit widerspiegeln – und diese Fotos dann natürlich auch der Öffentlichkeitsarbeit des Bistums und *Christen heute* zur Verfügung zu stellen.

Olaf Welling / Walter Jungbauer



Olaf Welling ist Mitglied der Gemeinde Hamburg.



Walter Jungbauer ist Vikar in der Gemeinde Hamburg.

Bildanforderungen

Damit wir Bilder für die Öffentlichkeitsarbeit und für *Christen heute* verwenden können, müssen verschiedene Bedingungen erfüllt sein:

Technisch – scharf und groß: in der Regel mind. 2 Megapixel. Schicken Sie am besten die Originaldaten, unbearbeitet und ohne Größenänderung; mit diesen lassen sich eventuell für die Verwendung notwendige Bearbeitungen (zum Beispiel Kontrast und Helligkeit) besser und mit weniger Verlusten durchführen, als wenn die Daten schon mehrfach umgespeichert wurden. Gerne auch im RAW-Format, soweit vorhanden.

Inhaltlich – aussagekräftig und von Bedeutung: z. B. Projekte und Veranstaltungen Ihrer Gemeinde. Je klarer auch ohne erklärende Bildunterschrift zu erkennen ist, was auf dem Bild zu sehen ist, um so besser.

Rechtlich – freigegeben von Fotograf und Fotografierten: Fotografien unterliegen grundsätzlich dem Urheberrecht, das heißt: Die Fotografin, der Fotograf muss einverstanden sein, damit das Bild abgedruckt oder im Internet gezeigt werden darf. Darum schreiben Sie oder wer sonst die Fotos gemacht hat, bitte einen kurzen Satz, dass Sie die Bilder dem alt-katholischen Bistum zur Verwendung in gedruckten und elektronischen Medien zur Verfügung stellen. Auch abgebildete Personen müssen generell um Erlaubnis gebeten werden, wenn das Bild von ihnen veröffentlicht werden soll. Ausnahmen gelten bei Gruppen, die in der Öffentlichkeit beziehungsweise bei öffentlichen Veranstaltungen fotografiert werden, oder wenn eine Person nicht zu erkennen ist, weil sie zum Beispiel nur teilweise und von hinten sichtbar ist. Besonders wichtig ist es, das Einverständnis der Eltern einzuholen, wenn Kinder im Bild sind.

Informationen über Bildmaterial bitte senden an: oeffentlichkeitsarbeit@alt-katholisch.de - die Bilder selber dann allerdings bitte erst nach Anforderung zusenden.



Unter der Lupe: Sterben für den Fußball

Arbeiter der WM-Baustellen werden wie Sklaven gehalten

Der Pass bei der Einreise abgenommen. Bei 50 Grad sengender Hitze auf der Baustelle ackern und kaum Wasser, so dass nachts das Herz versagt. Der Lohn wird monatelang zurückgehalten. Die Unterkünfte in Slums rund um die Hauptstadt sind unhygienisch und überfüllt. Und wenn ein Gastarbeiter aufgibt und zurück in sein Heimatland will, dann bekommt er von seinem Arbeitgeber nicht den nötigen Stempel für ein Visum. Er ist Gefangener seines Chefs, der ihn oft weiterreicht, ohne sein Einverständnis einzuholen. Dies alles ist nicht Historie vom Bau der alten Pyramiden in Ägypten, sondern geschieht in unseren Tagen im Dienste des Vergnügens.

Millionen Menschen freuen sich auf die Fußball-Weltmeisterschaft, die vom 12. Juni bis 13. Juli in Brasilien stattfindet. Erschütternd ist jedoch, dass auch Menschen für den Fußball sterben, weil sie unter unmenschlichen Bedingungen auf den Baustellen arbeiten mussten und müssen. In Brasilien, so berichtete der britische Rundfunksender BBC, schufteten 111 Menschen unter sklavenähnlichen Bedingungen beim Flughafen-Ausbau in Sao Paulo. Den „Rekord“ in Sachen Ausbeutung und Misshandlung bricht aber Katar. In dem Golf-Emirat soll die FIFA-Fußball-Weltmeisterschaft im Jahre 2022 ausgetragen werden und macht seit ihrer Vergabe 2010 schon Furore.

Gastarbeiter, hauptsächlich aus Indien, Nepal und Sri Lanka, beschwerten

sich in Katar bei ihren Botschaften. So berichtet die indische Botschaft von 82 getöteten Gastarbeitern von Januar bis Mai 2013 und 1480 Beschwerden. Die nepalesische Botschaft diente rund 30 Gastarbeitern als Zuflucht, wo auch sie Bericht erstatteten von den Zuständen auf den Baustellen von Stadien, Hotels und Verkehrswegen. Hier wird der Tod 44 nepalesischer Gastarbeiter beklagt. Es sterben nicht nur Arbeiter am „schlafenden Tod“, wie das nächtliche Herz-Kreislauf-Versagen aufgrund Wassermangels bei Hitzearbeiten genannt wird. Es sterben Menschen bei Arbeitsunfällen, viele begehen Selbstmord in ihrer aussichtslosen Lage. Mehr als 1000 Arbeiter seien voriges Jahr auf Baustellen durch Stürze verletzt worden, so die Medizinische Gesellschaft Hamad.

Die *taz* zitierte Nicholas McGeehan von Human Rights Watch: Nach seiner Schätzung sitzen 1000 Arbeiter im Land fest. „Die nepalesische Botschaft hat Katar als das größte Open-Air-Gefängnis der Welt bezeichnet.“ Der internationale Gewerkschaftsbund IGB hat laut der britischen Zeitung *The Guardian* den Tod von Gastarbeitern untersucht und rechnet unter den herrschenden Verhältnissen bei einem Verschleiß von 2,2 Millionen Arbeitern mit 600 Todesfällen im Jahr wegen Krankheiten, Hunger und Slum-ähnlichen Bedingungen. IGB-Generalsekretärin Sharon Burrow (Australien) wirft der FIFA und den katarischen Verantwortlichen eine „Verschwörung“ vor, weil die

FIFA keinen Druck macht. Die FIFA hätte die Macht, menschenwürdige Arbeitsbedingungen durchzusetzen oder den Gastgebern die WM zu entziehen. Noch im November 2013 zeigte sich laut *taz*-Bericht der Präsident des internationalen Fußballverbandes FIFA, Josef „Sepp“ Blatter, in Doha zufrieden mit den Gastgebern. Man habe ihm zugesichert, dass „bereits vor mehreren Monaten“ begonnen wurde, auf die Probleme im Bereich der Arbeiter und der Arbeitsbedingungen zu reagieren. Wie der IGB berichtet, habe aber die FIFA lediglich die Verantwortung an die Bauunternehmen weiter gereicht in Form einer Gastarbeiter-Charta im Oktober 2013.

Auf der offiziellen FIFA-Webseite sind drei Punkte wichtig: 1. Die Entscheidung, dass die WM 2022 in Katar stattfindet, wird nicht revidiert. 2. Angenehme klimatische Bedingungen für die Spieler, sei es durch klimatisierte Stadien oder Verlegung der Spielmonate. Und endlich 3. Verbesserung der Arbeitssituation und der Unterbringung durch einen Gebäudebau für 60.000 Arbeiter mit Eröffnung im Dezember 2013.

Auch der Deutsche Gewerkschaftsbund DGB und der Deutsche Fußballbund DFB mit dem Vorsitzenden Michael Sommer (DGB) und Präsident Wolfgang Niersbach wollen den Weltverband FIFA in die Pflicht nehmen. Sommer im Interview mit der *Süddeutschen Zeitung*: Auf WM-Baustellen werde

Foto:
Al-Khalifa-
Stadion in Doha,
Wikipedia

weiterhin „gequält und gestorben“. Die FIFA solle sorgen, dass die Mindeststandards der ILO (Internationale Arbeitsorganisation) gelten, sowie Diskriminierung und Zwangsarbeit beseitigen. Sommer wolle die Gewerkschaftschefs in anderen Ländern anschreiben, Niersbach die 24 Mitglieder des FIFA-Exekutivkomitees.

FIFA-Kommunikationsdirektor Walter de Gregorio hat allerdings Kritik an der Menschenrechtslage in Katar als „scheinheilig“ zurückgewiesen. So solle wohl der Fußball höhere Standards von Ländern verlangen, als es Regierungen tun würden. Sein Beispiel: „Guantanamo – muss man das berücksichtigen, wenn die USA ein Kandidat wären?“ Auch Blatter, nach seiner Papstaudienz angesprochen auf die Menschenrechtsverletzungen, schob den Schwarzen Peter weiter: Deutschland und Frankreich hätten Druck für diese WM-Vergabe gemacht. „Auch große europäische Unternehmen sind in Katar vertreten. Diese sind für ihre Arbeiter verantwortlich.“

Bei einem Treffen mit IGB und DFB forderte er: „Die Wirtschaft und die

Politik müssen mithelfen, die untragbare Situation in Katar zu verbessern.“ Sport-Kommentatoren unterstellen ihm dabei allerdings Eigennutz in Bezug auf die nächste FIFA-Präsidentenwahl in Konkurrenz zu Michel Platini, der die WM-Vergabe im Gegensatz zu Blatter immer befürwortet habe.

Wegen der Kritik sagte endlich in Katar Hassan Al-Thawadi, 35-jähriger Generalsekretär des Organisationskomitees: Das Kafala-System, das Gastarbeiter in die Abhängigkeit ihrer Arbeitgeber treibt, solle überprüft werden. Es klingt allerdings merkwürdig kapitalorientiert, wenn er ausführt: „Wir müssen sicherstellen, dass jede Veränderung nachhaltig ist und das System verbessert. Zudem muss alles Hand in Hand mit unserem Streben nach wirtschaftlicher Entwicklung gehen.“

Daniel Cohn-Bendit, Fraktionsvorsitzender der Grünen im Europaparlament, kritisierte auch die Top-Klubs FC Barcelona und Paris St. Germain, die über Sponsorenverträge Milliongelder aus Katar einfahren würden. Er warf ihnen Käuflichkeit vor, für die sie die Sklaverei in Katar akzeptierten. Amnesty International bescheinigt

dem Golfstaat im Übrigen weitere gravierende Mängel hinsichtlich der Meinungsfreiheit und Folter in Gefängnissen.

Ende November wurde im EU-Parlament eine Eil-Resolution zur Lage der Arbeitsmigranten in Katar verabschiedet. Von Katar wird unter anderem gefordert, das „Festsetzen von vor dem Arbeitgeber geflüchteten Personen zu stoppen“. Von der FIFA verlangt das Parlament eine „klare und starke Botschaft in Richtung Katar“. Die FIFA beteuerte daraufhin ihre Bereitschaft, „mit allen zuständigen Stellen und Behörden zusammenzuarbeiten“.

Alles in allem sieht es wieder einmal so aus, als sei hier ein Menschenrechtskandal aufgedeckt geworden, der aus wirtschaftlicher Gier entstanden ist. Von Anfang an wurde die Vergabepraxis der WM als undurchsichtig bemängelt.

Francine Schwertfeger

Francine Schwertfeger ist Mitglied der Gemeinde Nordstrand.

Es ist wie nach einem Krieg

Die Philippinen nach dem Taifun

Franz Segbers, Professor für Sozialethik und alt-katholischer Priester, flog auf die Philippinen, um Gastvorlesungen zu halten. Doch er kam unmittelbar nach dem Taifun dort an. Reinhard Potts, Pfarrer in Bottrop und Münster und Missionsbeauftragter des Bistums, reiste ebenfalls auf die Philippinen, um Kontakte zu knüpfen und Hilfe zu leisten. Sie fuhren mit einem Hilfstransport in das am schlimmsten betroffene Gebiet. Sie schreiben aus den Philippinen:

Manche sagen, dass der Taifun Yolanda oder Haiyun eine Spur der Verwüstung hinter sich gelassen hat, die wie das Ende der Welt aussieht. Wir kommen gerade von einem Besuch in Tacloban zurück. Was wir gesehen haben, sieht aus wie nach einem Krieg.

Stundenlang, wirklich stundenlang sind wir durch zerstörte Städte, Dörfer, Reisfelder und Kokosbaumplantagen gefahren. Die Palmen sind regelrecht auf halber Höhe wie umgesägt worden. Sie ragen in ganzen Plantagen wie mah nende Spitzen in den Himmel.

Entlang der Straße ein Schild: „We have hunger, help us!“ oder „Thank you for the donor“. Kinder laufen uns entgegen und strecken ihre Hände entgegen. Sie rufen: „Wir haben Hunger.“ Die Bilder sind kaum auszuhalten.

Wir sind mit einem Hilfstransporter der Iglesia Filipina Independiente, der Unabhängigen Kirche der Philippinen, mit denen die alt-katholischen Kirchen in voller Gemeinschaft stehen, ins Katastrophengebiet gefahren. Wir haben auf Mindanao über fünf Tonnen Reis gekauft. Ein Teil des Geldes dafür kam von Spenden der Alt-katholischen Kirche. Die Spender sollen wissen, dass sie ein Segen für die Menschen sind. Zunächst fuhren wir zum Haus eines Pfarrers im Katastrophengebiet. Die Kirche ist aus Stein gebaut - so ist nur das Dach zerstört worden. Doch das Pfarrhaus neben der Kirche war gänzlich zerstört. Die Pfarrfrau berichtet, dass sie nun das zweite Mal geboren worden sei. Das erste Mal, als sie den Pistolenschuss auf ihren Mann, den Pfarrer, und auf sie überlebt hatte. Ihr

Mann ist Menschenrechtsaktivist. Und das ist oft tödlich. Vorgestern waren wir bei der Totenfeier für einen Bauern, der sich dagegen gewehrt hatte, dass ein großer multinationaler Konzern sein Land für eine Ölbaumplantage haben wollte. Er hat sich mit anderen gewehrt. Er wurde ermordet. Die Pfarrfrau hat den Taifun überlebt. Mit ihren drei Kindern war sie unter den Tisch geflüchtet, als die Decke des Hauses zusammenbrach. Das Kirchendach ist zerstört. Nicht einmal die Bibeln haben überlebt ...

In einem Dorf auf der Insel Samar, in Marabut, das aus über tausend Haushalten bestanden hat und dessen Einwohner fast alle zur Unabhängigen Kirche gehören, zeigte uns der Pfarrer sein Pfarrhaus. Er hatte sich durch einen Sprung aus dem Fenster gerade noch retten können, dann brach das Haus über ihm zusammen. Von der Kirche steht nur noch die Fassade. Die chinesische Regierung hat Zelte bereitgestellt. So ist jetzt auf dem Platz der ehemaligen Kirche ein chinesisches Zelt



Prof. Franz Segbers ist Priester mit Zivilberuf in der Gemeinde Frankfurt.



Reinhard Potts ist Pfarrer in Bottrop.

aufgestellt worden, in dem der Pfarrer nunmehr lebt. Von den US-Truppen gab es Zelt- und Plastikplanen, aus denen notdürftig ein Dach zurechtgemacht wurde, unter dem sich die Gemeinde zum Gottesdienst versammelt. Der Pfarrer ist traumatisiert, selber ein Opfer. Er sagt: „Doch ich bleibe hier. Ich muss die Menschen ermutigen, tapfer zu sein.“ Die ansonsten so freundlichen philippinischen Kinder lachen hier nicht mehr. Ein kleines Mädchen schaute uns mit solch verwundeten Augen an, dass wir sie nie mehr vergessen werden. Es ist zum Heulen! Und genau das hat auch eine Frau getan, die für die Muslimische Hilfe Güter in die zerstörten Dörfer gebracht hat.

Nirgendwo sind Helfer zu sehen. Die Hilfswerke haben sich in der Stadt Tacloban konzentriert. Wo früher Dörfer standen, ist jetzt nur Geröll und dazwischen Menschen, Kinder ... Einen Jungen konnten wir sehen, der einen notdürftig zusammengeflackten Drachen an einer Schnur zum Himmel geschickt hat. Ein schönes Zeichen. Doch hier spielen die Kinder nicht mehr. Sie tun uns am meisten leid. Seid genau vier Wochen gibt es keinen Schulunterricht. Er soll Mitte Januar wieder beginnen. Er soll! Doch es gibt keine Schulräume. Alles haben die Kinder verloren!

Über fünf Millionen Menschen sind von den Verwüstungen betroffen. In Tacloban haben wir ein richtig mächtiges Schiff gesehen, das von der Wucht des Sturmes und der Wasserwelle in eine Siedlung gedrückt wurde. Über 80 Menschen hat das Schiff unter sich begraben. Und jetzt liegt es neben einer Straße inmitten einer zerstörten Siedlung. Der Pfarrer berichtet, dass die US-Marines nach fünf Tagen kamen. Bis dahin gab es keine Hilfe, von niemandem! Es gab nichts zu essen. Die Marines wollten zunächst im Nachbardorf ausladen. Doch dort - so der Pfarrer - seien die Menschen vor Hunger regelrecht verrückt geworden, sodass die Marines es nicht wagten, dort hinzugehen. Die Regierung hatte nur Militärs zum Schutz der Geschäfte geschickt. Wir fahren an einem geplünderten Supermarkt vorbei. Doch was heißt hier in dieser unbeschreiblichen Not schon Plünderung? Seit vier Wochen gibt es keinen Strom in der ganzen Provinz. Das heißt: Nichts kann gekühlt werden. Ab halb sechs abends bis morgens gegen sechs Uhr kein Licht. Alles ist dunkel. Es sieht gespenstisch aus.



Was ist, wenn die erste Hilfe getan ist? Die Palmen brauchen noch viele Jahre, bis sie wieder Früchte tragen. Diese schrecklichen Verwüstungen zu sehen und diese vielen Überlebenden inmitten der Zerstörungen, ist kaum zu ertragen. Es geht nicht um Katastrophentourismus. Wir kommen ja auch nicht mit leeren Händen, sondern begleiten eine Hilfslieferung. Franz hatte noch darauf bestanden, für die Kinder wenigstens ein paar Süßigkeiten mitzubringen. Der Menschen braucht Brot und Rosen ...

Die Zahl der Toten steigt immer noch weiter an. Niemand konnte die Wucht dieses Monster-Taifuns ahnen, sagt jetzt die Regierung. Das ist die ökologische Variante des Spruchs „Wir haben es nicht gewusst“.

Es ist wie nach einem Krieg! Doch vielleicht auch in einer tieferen Bedeutung. Was ist, wenn das, was wir hier zu sehen bekommen, die Folgen des Klimawandels sind, der hier zu einer Katastrophe geworden ist? Die Katastrophe ist schon da und zu sehen. Und wenn die Klimakatastrophe eine Folge unseres luxuriösen Lebensstils und unserer gnadenlosen Ausplünderung des Planeten ist? Wir führen Krieg gegen die Schöpfung. ... Dann gnade uns Gott, wenn wir diese Zeichen nicht lesen!

Franz Segbers und Reinhard Potts



Die Sonder-Spendenaktion und -Kollekte des alt-katholischen Bistums für die Taifun-Opfer auf den Philippinen hat, gemessen an den Mitgliederzahlen, einen kleinen Spendenrekord von 30.000 Euro ergeben.

Dennoch ist, wie der Bericht zeigt, weitere Hilfe dringend erforderlich.

**Spendenkonto: 75 00 838
BLZ 370 501 98
bei der
Sparkasse Köln/Bonn
Stichwort:
Philippinen-
Katastrophenhilfe**



*Foto oben:
In der zerstörten
Kirche, die ein
notdürftiges Plas-
tikdach
erhalten hat.
Franz Segbers (7.
v.l.), Pfarrer der
Kirche (8. v.l.),
Reinhard Potts
(9. v.l.), Pfarrer
Herbert von der
IFI (10. v.l.).*

*Fotos unten:
Kind in Marabut
bei Tacloban.
Zerstörte Kirche
in Marabut; das
Zelt ist nun das
„Pfarrhaus“.*



Ethecon-Stiftung ehrt die Auschwitz-Überlebende Esther Bejarano – und schmäht Deutsche-Bank-Manager

Im Rahmen der diesjährigen Tagung von *ethecon - Stiftung Ethik & Ökonomie* wurde Esther Bejarano, einer der letzten Überlebenden des Mädchenorchesters von Auschwitz, der *Internationale ethecon Blue Planet Award 2013* verliehen. Mit dem von der Fotokünstlerin Prof. Katharina Mayer gestalteten Preis wurde ihr jahrzehntelanger, unermüdlicher Einsatz für Frieden und gegen Antisemitismus, Rassismus und Faschismus geehrt. Die Laudatio hielt die Bundestagsabgeordnete Gesine Löttsch (DIE LINKE). Geschmäht hingegen wurden Anshu Jain und Jürgen Fitschen von der Deutschen Bank mit dem *Internationalen ethecon Black Planet Award 2013*.

ethecon kritisiert an Jain und Fitschen in erster Linie, dass die Deutsche Bank sich mit ihren Rohstoff- und Agrarfonds an Nahrungsmittelspekulation und Landgrabbing beteiligt. Das sei ein Geschäft mit dem Hunger, allerdings gewinnbringend für Managerinnen und Manager sowie Aktionärinnen und Aktionäre. Die „Schmährede“ dazu hielt die bekannte Publizistin und Frankfurter Stadtverordnete Jutta Ditfurth: „Jain und Fitschen sind mit der Deutschen Bank verantwortlich für die Kolonia-

lisierung der Welt. Die Deutsche Bank reißt mittels Tochtergesellschaften und Fonds die strategischen Ressourcen der Erde an sich.“ Barbara Happe vom Dachverband der Kritischen Aktionärinnen und Aktionäre versicherte, dass der „Preis“ den Geschmähten in einer international abgestimmten Aktion im Rahmen der nächsten Hauptversammlung der Deutschen Bank persönlich überreicht wird.

Esther Bejaranos anschließender Dank war überwältigend: Sie gab ein Konzert zusammen mit der „Microphone Mafia“. Lieder aus dem antifaschistischen Widerstand und der Arbeiterbewegung erklangen zusammen mit Rap-Musik für eine gerechtere Welt im Heute und Morgen. Ein künstlerischer und pädagogischer Glücksfall zugleich, denn durch diesen Zugang zur Jugendkultur schafft es Esther Bejarano, die mahnende Erinnerung an Schoah und Krieg wachzuhalten. Konzert und Preisverleihung zeigen, dass es über Generationen und Religionen hinweg möglich ist, sich für Gerechtigkeit, Frieden und die Bewahrung der Schöpfung einzusetzen. Die fast 89-Jährige meinte mit bewundernswertem Elan

dazu: „Ich bin jetzt unter die Rapper gegangen. Auf der Bühne sind wir drei Generationen und drei Religionen. Wir singen gegen Faschismus und Krieg.“ Im voll besetzten Saal auf dem Berliner Pfefferberg begeisterte das ein Publikum zwischen 17 und 77.

Kein Zweifel: Über die konkrete Ehrung und Schmähung hinaus konnte die Veranstaltung insgesamt einen konkreten Beitrag zu einem immer stärker erwachenden Weltethos leisten.

ethecon ist im Gegensatz zu den vielen Konzern-, Familien-, Kirchen-, Partei- und Staatsstiftungen eine der wenigen Stiftungen „von unten“, die sich mit ihren derzeit 40 Zustiftenden und dem Leitmotiv „Für eine Welt ohne Ausbeutung und Unterdrückung!“ in der Verantwortung gegenüber den kommenden Generationen sieht. Der Gründer der Stiftung, Axel Köhler-Schnura, war 2008 für den Alternativen Nobelpreis nominiert.

Jens-Eberhard Jahn

Einige Male schon durfte ich Be-sinnungstage bei Peter Klein mitmachen. Er ist Künstler und alt-katholischer Priester in Südbaden und Meditationslehrer. Immer gehört bei ihm dazu, dass er seine Gruppen in die Natur schickt, egal bei welchem Wetter. Beeindruckt hat mich eine Anregung, die er uns mit auf den Weg gab.

Wir sollten immer dann, wenn unser Auge an etwas hängen blieb, an einer Aussicht, einem kleinen Detail eines Astes, an einer bizarren Pflanze, für einen Augenblick innehalten und ganz bewusst schauen, aufnehmen, wahrnehmen. Ich erinnere mich, dass es für mich immer ein wenig war wie etwas in mich hineinatmen. Es ist faszinierend, wie die bewusste Wahrnehmung den Blick verändert. Wo ich sonst nur vorbeihaste und allenfalls flüchtig das Grobe und Ganze sehe, da erschließt sich plötzlich Schönheit, für die ich sonst blind bin.

Dabei gibt es einen großen Unterschied zum Fotografieren mit Kamera. Auch dort schaue ich aufmerksam, entdecke Dinge, die ich sonst nicht sehe. Aber ich schaue mit einer Absicht: Ich möchte schöne oder gute oder interessante Bilder machen. Beim meditativen Wahrnehmen geschieht das Schauen absichtslos, nur um seiner selbst willen. Ich nehme in mich auf, und es macht nichts, wenn das Bild mir bald nicht mehr präsent ist. Gut oder schlecht gibt es dabei nicht.

Fotografieren kann großartig sein – das Schauen mit der „unbewaffneten“ Linse meines Auges hat seinen eigenen Wert, wenn es aufmerksam geschieht. Leider denke ich viel zu selten daran.

Gerhard Ruisch

Foto:
Stephan
Neuhaus-
Kiefel

Fotografieren ohne Kamera







Ina Nikol war Delegierte der deutschen Alt-katholischen Kirche in Busan. Sie ist Mitglied der Gemeinde Freiburg.



Bericht aus Busan

Hier kommt nun der in der letzten *Christen-heute*-Ausgabe versprochene Bericht von der zehnten Vollversammlung des Ökumenischen Rats der Kirchen (ÖRK) vom 28. Oktober bis 9. November 2013. Die Tage waren so vielfältig, spannend und ereignisreich, dass ich den vielen Themen nicht in einem einzigen Bericht nachgehen kann. In den kommenden Monaten möchte ich deswegen einzelne Themen noch ausführlicher behandeln. Hier ist also eine Art Übersicht:

Die Kirchen senden etwa 800 Delegierte zu den Vollversammlungen, die alle wichtigen Entscheidungen verabschieden und das 149-köpfige Zentralkomitee wählen, das zwischen den Vollversammlungen für die Umsetzung und Weiterführung der Beschlüsse sorgt. Für uns Alt-Katholiken ist der Erzbischof von Utrecht, Joris Vercammen, Mitglied im Zentralkomitee. In Busan nahmen Delegierte von 90 Prozent der Mitgliedskirchen teil, was für eine hohe Wertschätzung des ÖRK von Seiten der Kirchen spricht.

Inhaltlich gibt es den zentralen Bereich „Einheit der Kirchen“: Der Weltkirchenrat unterstützt die Kirchen dabei, näher zusammenzurücken. Differenzen über die unterschiedlichen Kirchenordnungen, das Sakramentenverständnis und unterschiedliche Auffassungen über „Mission und Evangelisation“ werden in Kommissionen besprochen und verhandelt. Kirchenzusammenschlüsse kommen zustande und Streitpunkte werden nach Möglichkeit entschärft. Diese Arbeit findet ständig statt. In den Vollversammlungen werden richtungsweisende Erklärungen

verabschiedet und neue Kirchen aufgenommen.

Ein weiterer Schwerpunkt ist der Bereich „Kirche in der Welt“: Hier geht es um die vielen Möglichkeiten, sich für Frieden, Gerechtigkeit und die Bewahrung der Schöpfung einzusetzen – sowohl durch Positionspapiere, durch Stellungnahmen, als auch in konkreten Hilfsprogrammen.

Immer wieder begegnete mir die Frage, ob die Kirchen dieses Feld nicht den („weltlichen“) Nicht-Regierungs-Organisationen überlassen sollten, da diese das besser könnten und die Aufgabe der Kirchen ja das Glaubensleben sei. Ich denke aber, dass die Sorge um die Schöpfung und die Mitmenschen zum Kern des Glaubens gehört, den die Christen und Angehörige anderer Religionen nicht an andere abgeben können.

Eigene Schwerpunkte konnten in den zweitägigen Vorversammlungen der Männer und Frauen, der Jugend, der behinderten Menschen und der Indigenen Völker vertieft werden und in den 21 „Ökumenischen Gesprächen“, in denen man sich über vier Tage hinweg in einer festen Gruppe zu unterschiedlichsten Themen austauschte. Ich habe an der Vorversammlung der Männer und Frauen und dem Ökumenischen Gespräch über Kinderrechte teilgenommen.

Das Programm

Die Tage in Busan waren dicht gepackt: Morgens trafen wir uns zur gemeinsamen Morgenandacht und anschließend zur Bibelarbeit, in der es besonders darum ging, die Bibeltexte „heimzuholen“.

In Kleingruppen tauschten wir uns aus und hörten aufeinander.

Im Vormittagsprogramm wurden wichtige Fragen, die die Menschen in den Kirchen bewegen, dargestellt: In einem riesigen Saal trafen wir uns zu einem bunten Programm aus Vorträgen, Grußworten und beeindruckenden Musik- und Theatereinlagen. Besonders beeindruckend war die Darstellung der 5000-jährigen Geschichte Koreas in Tanz und Gesang. Es lohnt sich, die Filme auf *YouTube* anzusehen.

Nachmittags ging es weiter mit den Ökumenischen Gesprächen, Berichten aus den Kommissionen, Wahlen, mit Verabschiedung und Änderung von Texten, Treffen der Regionen und Konfessionsgruppen. Hier lernte ich auch Vertreterinnen und Vertreter der *Iglesia Filipina Independiente*, unserer philippinischen Schwesterkirche, kennen und der indischen *Mar-Thoma-Kirche*, mit denen wir im Gespräch sind. Die Begegnungen fand ich so spannend, dass ich mir einen lebendigeren Austausch für unsere Kirche wünsche – diese ökumenische Verbundenheit über Kontinente hinweg ist ein ganz großer Schatz, den wir noch nicht so recht entdeckt haben. Erzbischof Joris Vercammen war begeistert von der Idee, sich gegenseitig zu besuchen – ich auch.

Schließlich wurden mehrere richtungsweisende Texte verabschiedet: die Erklärung zur Einheit und die Erklärung „Mission und Evangelisation“. Diese Texte sollen den Weg weisen, Rückendeckung geben und als Auftrag verstanden werden. Wie sie umgesetzt werden können, müssen die Kirchen jeweils für ihre Heimat und die Menschen vor Ort entscheiden. Dazu wird

*Foto:
Alt-katholische
Teilnehmende in
Busan.*

sicher noch Material ausgearbeitet, mit dem sich die Gemeinden dann konstruktiv beschäftigen können. Es wurden auch Erklärungen zu konkreten politischen Fragen verabschiedet, die sich zum Beispiel mit den Rechten religiöser Minderheiten, mit dem immer dringlicher werdenden Problem der Klimagerechtigkeit, mit dem Weg zum gerechten Frieden befassen. Diese Erklärungen sehe ich als eine Verpflichtung, die wir mit unserer Mitgliedschaft im ÖRK eingegangen sind; wir sollten uns mit ihnen im Rahmen unserer Möglichkeiten befassen. Im Schlussgottesdienst der Versammlung hörten wir gebannt auf die Worte, mit denen Father Lapsley noch einmal die Stimmung, die Themen, die Konflikte und die gemeinsamen Hoffnungen der Versammlung erinnerte.

Am nächsten Tag verabschiedeten wir uns und flogen heim – nach Afrika, Asien, Australien und Ozeanien, Europa, Süd- und Nordamerika, auf im Meer versinkende Inseln, in Krisengebiete oder in unsere komfortablen und sicheren Wohnungen. Unsere philippinischen Freundinnen und Freunde landeten kurze Zeit, nachdem der Taifun weite Teile ihrer Heimat zerstört hatte. Deswegen möchte ich diesen Überblick über die Vollversammlung schließen mit dem Abschlussgebet aus Father

Lapsleys Predigt (von Ruth Fox OSB):

Gott segne euch mit ruhelosem Unbehagen über leichte Antworten, Halbwahrheiten und oberflächliche Beziehungen, so dass ihr mutig die Wahrheit suchen und tief in eurem Herzen lieben möget.

Gott segne euch mit heiligem Zorn über Ungerechtigkeit, Unterdrückung und Ausbeutung von Menschen, so dass ihr unermüdet für Gerechtigkeit, Freiheit und Frieden für alle Menschen arbeiten möget.

Gott segne euch mit dem Geschenk der Tränen, welche mit all denen vergossen wurden,

die unter Schmerz, Zurückweisung,

Hunger leiden oder unter dem Verlust von allem, was sie lieben, so dass ihr eure Hand ausstrecken könnt, um sie zu trösten und ihr Leid in Freude zu verwandeln.

Gott segne euch mit genug Verrücktheit zu glauben, dass ihr in dieser Welt einen Unterschied machen könnt, so dass ihr, mit Gottes Gnade, das tun könnt, von dem andere behaupten, es sei unmöglich.

Ich hoffe sehr, dass uns die Vollversammlung dazu ermutigen kann.

Fragen und Themenwünsche für die nächsten Beiträge bitte an: inanikol@web.de.

Ina Nikol

Der ÖRK – meist „Weltkirchenrat“ genannt – wurde 1948 gegründet und ist seitdem auf 345 Kirchen aus den evangelischen, anglikanischen, orthodoxen und reformkatholischen Konfessionen angewachsen. Er vertritt 550 Millionen – etwa ein Viertel – der Christinnen und Christen. In einigen Kommissionen ist auch die Römisch-Katholische Kirche vertreten. Zunehmend interessieren sich Pfingstkirchen für eine Mitarbeit. Die Kirchen kommen inzwischen mehrheitlich aus dem Süden. In vielen Bereichen ist der Weltkirchenrat offen für eine Zusammenarbeit mit anderen Religionsgemeinschaften.

Wir Alt-Katholiken gehören zu den Gründungskirchen und waren deswegen mit fünf Delegierten aus Deutschland, den Niederlanden, Österreich, Polen und der Schweiz vertreten. Ein Alt-Katholik aus Tschechien kam noch als Beobachter dazu.

Ora et labora auf Koreanisch?

Erfahrungen als „Steward“

Während der 10. Vollversammlung des Ökumenischen Rates der Kirchen in Busan/Südkorea hatte ich das Glück, als eine von 120 jungen Menschen aus aller Welt und allen vertretenen Mitgliedskirchen am „Stewards-Programm“ teilnehmen zu dürfen.

„Steward-Sein“ bedeutete hier, Teil einer multikulturellen Gruppe junger Menschen zu sein und bei der Organisation der Vollversammlung mitzuhelfen. Neben der Arbeit sollten wir zudem so viel wie möglich am Kongress teilnehmen, aber auch eine eigene kleine „ökumenische Gemeinschaft“ ausbilden, in der man sich gegenseitig hilft, unterstützt, Erfahrungen teilt und natürlich viel Spaß hat.

Konkret sah dies folgendermaßen aus: Eine Woche vor Beginn der 10-tägigen Vollversammlung des Weltkirchenra-

tes kamen wir in Busan zusammen, um uns gemeinsam auf die Arbeit auf dem Kongress vorzubereiten. Während eines „Ökumenischen Lernprogramms“ setzten wir uns intensiv mit den Schwerpunktthemen der Vollversammlung auseinander und diskutierten unsere eigenen Anliegen, beziehungsweise, stellvertretend, die der jungen Menschen aus unserem Land. Das Motto der Vollversammlung „Gott des Lebens, weise uns den Weg zu Gerechtigkeit und Frieden“ wurde dabei aus unterschiedlichsten Perspektiven in Bibelgesprächen, Gebeten, Gesang und in gemeinsamen Diskussionen beleuchtet: Soziale und ökologische Gerechtigkeit, Toleranz, Akzeptanz, Frieden und Gemeinschaft waren dabei Schlüsselworte, die immer wieder fielen.

So verstand ich schnell, dass Gerechtigkeit und Frieden in den meisten Teilen

der Welt dringliche und persönliche Anliegen von Christen sind, die aber auch je nach Lage und Kontext mit unterschiedlichen Prioritäten belegt werden. Aus unserer westeuropäischen Sicht mögen „Gerechtigkeit“ und „Frieden“ recht vage und schwammige Begriffe sein, für die Christen im Irak, in Syrien, in Pakistan oder auf den vom Klimawandel bedrohten Pazifik-Inseln jedoch haben diese Begriffe eine ganz andere Wichtigkeit und Dringlichkeit. Entsprechend spannend war es, im Dialog seinen persönlichen Horizont zu erweitern, indem man sich für die Geschichten und Anliegen der Einzelnen öffnete. Ich denke, dass ich hier auch für die Delegierten der Vollversammlung spreche, wenn ich behaupte, dass der persönliche Austausch und die Berichte unserer Brüder und Schwestern aus aller Welt das Bewegendste und Inspirierendste überhaupt waren. Denn von Konflikten, Kriegen, Umweltverschmutzung und Ungerechtigkeit zu lesen ist eine Sache, aber solche Anliegen aus dem Mund eines Betroffenen zu hören, ist etwas völlig anderes und ergreift und erschüttert einen zutiefst.



Judith Lampe ist Mitglied der Gemeinde Karlsruhe.

Durch den persönlichen Austausch über Glaubenspraktiken, Traditionen und Kulturen wurde zudem die große Vielfalt unserer Gemeinschaft deutlich - ein Reichtum und eine Quelle für Innovation und neue Ideen. Im

Spannend waren für mich auch die konfessionellen Treffen, bei denen alle Alt-Katholiken der Utrechter Union zusammenkamen. Toll war es auch, die Delegierten unserer philippinischen Schwesterkirche kennenzulernen sowie

einen interessanten Einblick in die verschiedenen Gottesdienstpraktiken von orthodoxen, koreanischen oder pfingstkirchlichen Christen. Die Morgengebete waren hingegen stets sehr stimmungsvoll und symbolträchtig und wurden besonders durch die tollen Lieder der Vollversammlung unvergleichlich. Unvergessen wird auch die Abschlussfeier bleiben, bei der der Generalsekretär des Weltkirchenrates sowie andere Kirchenoberhäupter stellvertretend die Fußwaschung zelebrierten.



Austausch merkten wir Stewards oft, dass Berichte Anderer das eigene Handeln inspirieren oder Lösungen für Konflikte aufzeigen können, die vorher nicht sichtbar waren. Ein Blick über den Tellerrand eröffnet so neue Perspektiven. Ich denke, hierin liegt auch die große Stärke und Aufgabe der ökumenischen Bewegung: im voneinander Lernen!

Dass dies in einer großen Gemeinschaft, in der Menschen aus den unterschiedlichsten kulturellen und konfessionellen Kontexten zusammenkommen, nicht immer reibungslos ablaufen kann, versteht sich von selbst. In unserer kleinen „Gemeinschaft von Stewards“ ist es jedoch gelungen, was vor allem auch der Verdienst unserer aufmerksamen Programmkoordinatoren war, die mit viel Bedacht das „Teambuilding“ und das Gemeinschaftsgefühl förderten.

Während des Kongresses selbst wurden wir Stewards für jegliche Arbeit, die anfiel, eingesetzt. Ich wurde beispielsweise in die Pressestelle der Vollversammlung eingeteilt und war somit für die Betreuung der Journalisten vor Ort zuständig. Darüber hinaus unterstützen Stewards Menschen mit Behinderung, bereiteten die Gottesdienst-Halle sowie die Plenarsitzungen vor, indem sie den reibungslosen technischen Ablauf ermöglichten, Dokumente und Headsets für die Übersetzungen verteilten oder bereitwillig jegliche Fragen bei der Informations- und Registrierungsstelle beantworteten.

die Bekanntschaft der Vertreter der Mar-Thoma-Kirche zu machen. Als besonders eindrucksvoll wird mir vor allem die alt-katholische Eucharistiefeyer am St. Willibrordfest in Erinnerung bleiben. In unserer kleinen Gruppe trafen wir uns während der Mittagspause und feierten einen sehr schönen, familiär-stimmungsvollen Gottesdienst direkt auf der großen Hauptbühne der Gottesdienst-Halle.

Persönliche Höhepunkte waren für mich neben der koreanischen Küche und den Einblicken in die koreanische Kultur auch die täglichen Gottesdienste, die das Programm der Vollversammlung einrahmten. Die Abendgebete wurden stets von verschiedenen Kirchen ausgerichtet und gewährten so

Alles in allem kann man natürlich sehr viel über diese intensiven zweieinhalb Wochen, die ich in Busan verbringen durfte, erzählen. Mit nach Hause konnte ich besonders die schöne und prägende Erfahrung nehmen, Teil einer kleinen ökumenischen, kunterbunten und multikulturellen Gemeinschaft zu sein, in der Fremde binnen kurzer Zeit zu Freunden wurden. Wir Stewards selbst bezeichneten uns beim Abschied als „erweiterte Familie“. Einen solchen Gemeinschaftsgeist wünsche ich mir auch für die christlichen Kirchen und hoffe, dass die Mitgliedskirchen des Weltkirchenrates trotz vieler unterschiedlicher und trennender Vorstellungen den gemeinsamen Weg weiter gehen.

Ich bin unserem Bischöflichen Ordinariat dankbar, das mir die Reise nach Busan ermöglicht hat.

Judith Lampe



*Foto oben:
Judith Lampe bei
einem
Arbeitseinsatz.*

*Foto unten:
Gut gelaunte
„Stewards“
in Busan.*

Würzburg: „Hochzeit des Jahres“



Der verwitwete alt-katholische Geistliche für Würzburg traute sich noch einmal, und Pfarrer Niki Schönherr nannte dies für die unterfränkischen Alt-Katholiken „die Hochzeit des Jahres“. St. Martin war mit einer Rosen-Girlande um die Tür geschmückt und völlig überfüllt, als sich die Journalistin Traudl Baumeister und Pastor Klaus-Dieter Gerth im Gemeindegottesdienst das „Ja-Wort“ gaben und das Sakrament der Ehe spendeten. Beide sind seit langem in St. Martin aktiv. Darum feierte die ganze Gemeinde mit den Neuvermählten im nahegelegenen Theater „Chambinzky“.

baj auf Bistumshomepage

Der Bund alt-katholischer Jugend hat jetzt eine eigene Rubrik auf der Homepage www.alt-katholisch.de unter dem Punkt „Verbände“. Dort werden anstehende Termine aufgelistet, Berichte aktueller Fahrten zum Lesen bereitgestellt, und es kann Kontakt mit dem Vorstand aufgenommen werden.

Amersfoort Koordinierender Rat

In der ersten Sitzung des Internationalen Anglikanisch/Alt-Katholischen Koordinierenden Rats (AOCICC) in der neuen Mandatsperiode hörten die Mitglieder Mitte November in Amersfoort in den Niederlanden Berichte über die Entwicklungen in der Anglikanischen Kirchengemeinschaft und in den alt-katholischen Kirchen der Utrechter Union und nahmen laufende ökumenische Dialoge zur Kenntnis, an denen die beiden Kirchengemeinschaften beteiligt sind. Prof. Peter-Ben Smit von der Universität Utrecht stellte ein Papier über den Dialog zwischen der Utrechter Union und der Syrischen Mar Thoma-Kirche in Indien vor.

Eine gemeinsame Erklärung über Ekklesiologie und Mission, „Belonging Together in Europe“, war 2011 veröffentlicht worden. In den nächsten

zwei Jahren wird der AOCICC daran arbeiten, die Resonanz auf die Erklärung zu ermitteln.

Konstanz Dekanswahl



Ende November 2013 haben die in Konstanz versammelten Kirchenvorstände und Geistlichen Hermann-Eugen Heckel erneut zum Dekan für Südbaden gewählt. Bischof Matthias Ring hat die Wahl bestätigt.

Sachsen ACK-Vorsitz



Zum neuen Vorsitzenden der ACK Sachsen wurde der Dresdener alt-katholische Pfarrer Jens Schmidt gewählt.

Sternsingeraktion

Unser Bistum schlägt vor, mit der Sternsingeraktion im Januar 2014 Kinder zu unterstützen, die auf den Philippinen vom Taifun betroffen sind. Die Kinder haben alles verloren: ihre Wohnungen und Häuser, Schulzimmer, Kirchen und auch ihre persönlichen Dinge. Unsere philippinische Schwesternkirche plant mit dem Erlös der Aktion spezielle Angebote für die Kinder im Katastrophengebiet durchzuführen.



Diakonie

Die Alt-Katholische Diakonie in Deutschland e.V. hat im Dezember 2013 wieder unterschiedliche diakonische Projekte in unserem Bistum unterstützt, zum Beispiel ein Präventionsprojekt gegen sexuelle Gewalt gegen Jungen, einen ökumenischen Hospizverein, unterschiedliche Hilfsprojekte für Obdachlose, eine Schreibwerkstatt für verfolgte Christen, kirchliche Telefonseelsorge, Materialkosten für Gesprächsgruppen, juristischen Beistand für Asylbewerber sowie Unterstützung für unsere Schwestern und Brüder in der Philippinischen Unabhängigen Kirche und zwei Gemeinde-Entwicklungsprojekte mit insgesamt 7550 Euro. Wer die Arbeit der Alt-katholischen Diakonie in Deutschland e.V. stärken möchte, ist herzlich eingeladen Mitglied zu werden (die Einzelmitgliedschaft kostet jährlich 13 Euro, die von Gruppen/Vereinen und Gemeinden 26 Euro jährlich) oder auf das Vereinskonto zu spenden: Alt-Katholische Diakonie in Deutschland e.V., IBAN DE35 0606 0800 0005 0217 82, BIC GENODEF1IEK5, Evangelische Kreditgenossenschaft Karlsruhe. Falls es auch in Ihrer Gemeinde Unterstützungsbedarf für diakonische Projekte gibt, können Ihre Anfragen eingereicht werden an den Vorsitzenden Pfr. Ulf-Martin Schmidt (Berlin) unter diakonie@alt-katholisch.de.

**Der Laternenmann
Wie unsere Bischofskirche
richtig katholisch wurde**

Tot, erloschen hing die schwere Messingampel, in der das Ewige Licht einst brannte, an einem rostigen Drahtseil im Chorraum der Namen-Jesu-Kirche. Um sie herum erstrahlte die frisch renovierte Kirche in neuer alter Pracht. Auf dem Hauptaltar flackerte ein Behelfslicht in rotem Glaszylinder. „Die sind hier nicht richtig katholisch, das Ewige Licht ist aus“, raunte eine Besucherin ihrer Freundin zu.

Mehr als drei Jahre lang beschäftigte das Land Nordrhein-Westfalen in Zusammenarbeit mit dem Amt für Denkmalschutz Handwerker, Restauratoren, Sachverständige, um die über 300 Jahre alte Jesuitenkirche zu neuem Leben zu erwecken. Nur das Ewige Licht verharrte in seinem Dornröschenschlaf. Der Absenkmeechanismus der schweren Messingampel musste neu erfunden werden. Dafür konnte man nicht irgendeinen Handwerker beauftragen, ein Spezialist für das Besondere, das Außergewöhnliche war zu finden. Und dazu fiel mir nur ein Name ein: Reinhold Schmerbeck. Der Kontakt zu Reinhold Schmerbeck, einem genialen Tüftler und Bastler, Liebhaber alter Technik, einem Mann im Rentenalter, wurde hergestellt.

„Ich kann mir das ja mal ansehen“, so fängt er immer an, und dann beginnt das Räderwerk in seinem Kopf zu arbeiten; das ist der Anfang eines Lösungsprozesses.

Mit dem besonderen Schlüssel „für ganz oben“ stieg er zunächst die steinerne Wendeltreppe hinauf bis zur Orgelempore, dann die hölzernen schmalen Stiegen bis auf den Holzboden über dem gotischen Gewölbe, ein Zugang nur für Auserwählte, hier gibt es keine Versicherung. Man schaut von ganz oben auf das Kirchengewölbe, hat die Sicht auf 300 Jahre altes Bauhandwerk. Hier oben, zwischen dem hölzernen Umgang und dem neuen Dachstuhl aus schweren Balken steht eine alte Eisenwinde mit verrosteter Kurbel. Über die Trommel läuft ein Drahtseil, das, durch ein kleines Loch im Kirchengewölbe geführt, die Messingampel mit dem Ewigen Licht hält.

Früher musste mindestens einmal jede Woche, kurz bevor das Lampenöl verbrannt war, ein Kirchendiener auf den Dachboden steigen und die Ampel vorsichtig herablassen, die Kurbel ar-

tieren, die vielen Stiegen und Treppen in den Kirchenraum zurücklaufen, das Öl oder die Kerze erneuern, den Halsbrecherischen Weg zurückgehen, die Kurbel wieder betätigen und die Ampel hochkurbeln. Das erforderte Fingerspitzengefühl: Zu schnell gekurbelt gerät die Ampel in heftige Schwingungen, zu viel Seil abgekurbelt, schlägt die Ampel auf dem Kirchenboden auf oder zu viel Seil aufgekurbelt, hängt die Ampel zu hoch.



Reinhold Schmerbeck schwebt eine geschmeidige Lösung vor: Das Drahtseil soll über eine feste Rolle geführt werden, Gegengewichte müssen die Ampel in der Balance halten. Die Haftreibung sollte so groß sein, dass die Balance bei vollem und bei leerem Öllicht gewährleistet ist.

Zum ersten „Lokaltermin“ erscheint Reinhold Schmerbeck bestens präpariert: Mit einer alten Federwaage ermittelt er zunächst die Masse der Ampel plus Öllicht (3,2 kg). Dann kommen Senklot, Zollstock, Maßband zum Einsatz. Schräge, Dicke, Lage der Dachbalken über dem Austrittsloch des Drahtseiles, Abstand und Winkel des Seiles zum Zwischenboden sowie der Seilquerschnitt werden messtechnisch erfasst und protokolliert. Das Nächste, was er zur Begutachtung vorlegt, ist eine Konstruktionszeichnung. Dann wird es spannend: Eine zweiteilige Leiter, ein langes, speziell zugeschnittenes Brett, Säge, Bohrmaschine, diverse Werkzeuge werden in der Sakristei und am Fuße des Turmes deponiert. Reinhold Schmerbeck schleppt alles Stück für Stück ganz nach oben. Die vorgefertigten Bauteile in seinem

Rucksack sind schwer wie Blei. Und in der Tat: Die Gegengewichte hat er eigenhändig aus Blei gegossen und im Rucksack neben schwerem Werkzeug bis unters Dach getragen.

Vornehmlich mittwochs während der Öffnungszeiten der Kirche werkelt der Laternenmann in luftiger Höhe. In den Kirchenraum dringen diffus Geräusche von sägen, bohren, hämmern. Wie von Geisterhand geführt, bewegt sich in

unregelmäßigen Abständen die Ampel mit dem erloschenen Ewigen Licht auf und ab, schwingt leicht hin und her. Verunsichert starren Besucher auf die Ampel, und der Eine oder Andere mag gedacht haben: „Hier geht es nicht mit rechten Dingen zu, auf keinen Fall richtig katholisch!“

Nach etlichen Werktagen ist die Arbeit vollendet. Unser genialer Laternenmann erscheint an einem Mittag mit einem langen Laternenstock, mit dem die Ampel vom Kirchenraum aus herabgezogen und wieder hinauf gedrückt werden kann. Feierlich mit einem Gebet wird das Ewige Licht entzündet; Michael Schenk, der Geistliche der Kirche, liest Verse aus dem 21. Kapitel der Offenbarung. Nun leuchtet das Ewige Licht wieder für alle sichtbar. Und unsere Bischofskirche ist jetzt „richtig katholisch“ geworden.

P. S.: Der Konstrukteur ist Protestant und arbeitete für Gotteslohn. Großherzige Ökumene!

Brigitte Dickten-Struck

Gemeinsam beten?

Die ACK (Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen) Baden-Württemberg fragte auf ihrer Jahrestagung 2013 in der Katholischen Akademie Freiburg am 18. und 19. Oktober, ob Christen und Muslime miteinander beten können. Schon im ersten Vortrag kam einerseits das malaysische Urteil vom März 2013 zur Sprache, dass Christen die arabische Vokabel „Allah“ für Gott nicht mehr benutzen dürfen, um Missverständnisse zu vermeiden (einen Alt-Katholiken erinnert das an das fatale Breve Pius IX. von 1873, das die gemeinsame Benützung von Kirchen durch Rom- und Alt-Katholiken ebenfalls zur Vermeidung von Missverständnissen verbot), andererseits die Feststellung des schweizerischen

protestantischen Theologen Karl Barth, dass die Muslime einen Götzen anbeten. Karl Barths Standpunkt wird heute kaum mehr vertreten, weil logischerweise dann auch den Juden ein ähnlicher Vorwurf gemacht werden müsste. Römische Katholiken haben hier seit dem Vatikanum II (*Lumen Gentium*) und den Friedensgebeten in Assisi keine Schwierigkeiten.

Als Beispiele für mögliche gemeinsame Gebete wurden vor allem öffentliche Gottesdienste für Frieden und anlässlich von Katastrophen, aber auch Kasualien wie Heiraten und Beerdigungen genannt. Als problematisch wurde die Formulierung gemeinsamer Gebetstexte empfunden. Ohne dass der Satz zitiert wurde, gilt hier: „*In necessariis unitas* (im Notwendigen

Einheit)“ – nämlich in der Hinwendung zu Gott und in der Formulierung des Gebetsanliegens, „*in dubiis libertas* (im Zweifelhaften Freiheit)“ – in der Bezeichnung Gottes, „*in omnibus caritas* (in allem die Liebe)“.

Natürlich kann in der kurzen Spanne eines Nachmittags und des nächsten Vormittags auch eine kleine Teilfrage des interreligiösen Gesprächs - es waren auch Muslime anwesend - nicht erschöpfend behandelt werden. Aber es wurden doch viele Gesichtspunkte angesprochen und wertvolle Anregungen gegeben, die auch die erfreulich große alt-katholische Vertretung befriedigt heimreisen ließ.

Dr. Hans Ewald Kefler, Heidelberg

**Leipzig
Dekanatstage Ost
mit Dekanswahl**

Unter dem Motto: „Kleines Senfkorn Hoffnung – Wachstum im Osten“ trafen sich am letzten Oktoberwochenende 25 Teilnehmende aus dem Dekanat Ost im 1994 neu gegründeten Dominikanerkloster St. Albert in Leipzig.

Nach dem Ankommen und Kennenlernen am Freitagabend mit anschließendem Singen und Klönen im Kaminzimmer analysierten wir am Samstag Vormittag - nach einer Einführung in die theoretischen Grundlagen der Pastoraltheologie durch Pfarrer Bernd Panizzi aus Heidelberg - in drei Arbeitsgruppen (Dresden-Sachsen, Leipzig/Quedlinburg und Berlin) zunächst die aktuelle Situation der Gemeinden.

Auch wenn die Gemeinden hinsichtlich ihrer Mitgliederstruktur sehr unterschiedlich sind, wurde dennoch deutlich, dass alle Gemeinden auf ihre eigene Art für die Teilnehmenden eine geistliche Heimat bilden und für Suchende und Interessierte offen sind. Auch 24 Jahre nach dem Mauerfall ist die Kirchenzugehörigkeit im Gebiet der ehemaligen DDR längst nicht selbstverständlich. Die Gemeindearbeit wird zudem wesentlich durch die extreme Diasporasituation und die damit verbundenen langen Fahrtstrecken beeinflusst. Unter Berücksichtigung dieser Rahmenbedingungen haben wir Ziele für das qualitative und quantita-



tive Gemeindegrowth definiert und auf ihre zeitliche Realisierbarkeit hin geprüft. Die Arbeitsergebnisse werden nun den einzelnen Gemeinden vorgestellt und dort weiter diskutiert.

Am Samstagabend wählten die anwesenden Kirchenvorstandsmitglieder und Geistlichen den Berliner Pfarrer Ulf-Martin Schmidt zum Dekan des Dekanats Ost. Er hat diese Aufgabe bereits seit seinem Start in der Berliner Gemeinde Anfang 2012 kommissarisch wahrgenommen.

Neben der umfangreichen Sacharbeit nutzten die Teilnehmer die Möglichkeit zur Teilnahme am Stundengebet der Mönche. Den alt-katholischen Abschlussgottesdienst feierten wir am Sonntagvormittag im Oratorium. In seiner Predigt griff der Dresdner Pfarrer Jens Schmidt nochmals das Motto

„Kleines Senfkorn Hoffnung“ auf und verdeutlichte anschaulich an mitgebrachten Senfbaumsamenkörnern aus Israel, welche Kraft auch aus kleinen Dingen entstehen kann. Eine solche Kraft können wir auch aus unserem Glauben schöpfen und damit zum Gemeindegrowth im Osten beitragen. Mit einem durchweg positiven Rückblick auf die vergangenen Tage (danke an die Vorbereitenden!) fanden die Dekanatstage ihren offiziellen Abschluss.

Jürgen Janewers, Berlin

Milch macht munter

Synode der niederländischen alt-katholischen Kirche in Hilversum

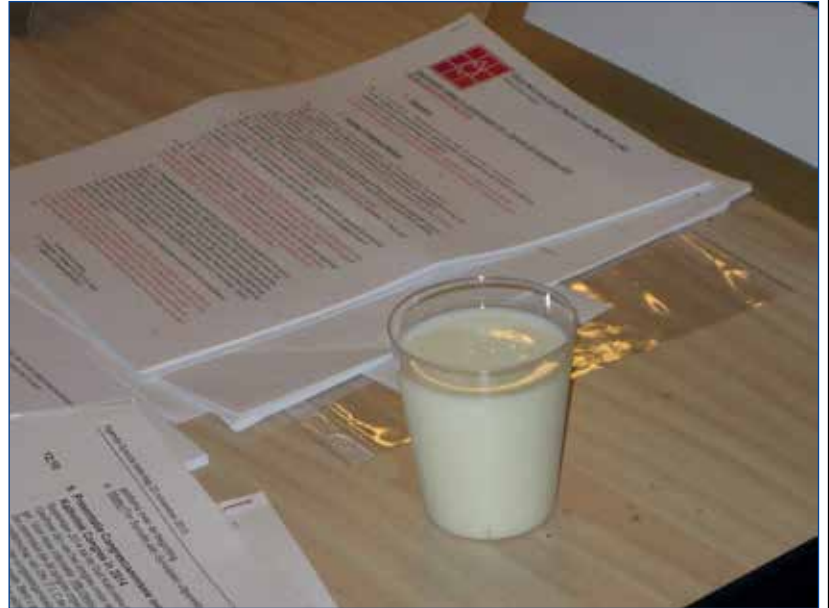
Zur Mittagszeit gab es als Getränk zum Imbiss für jeden ein Glas Milch – und das war auch nötig. Denn vorausgegangen waren heftige Debatten und wesentliche Entscheidungen, bei denen die Synodalen den Vorstellungen des „Collegial Bestuur (CB)“ (ähnlich unserer Synodalvertretung) nicht gefolgt waren. Es ging um die Nachfolge des bisherigen langjährigen „Leiters“ des Bischöflichen Büros in Amersfoort, Emile Verhey. Er wird im nächsten September in den Ruhestand gehen, und das CB hatte deshalb eine Bestandsaufnahme der Arbeiten im „Ordinariat“ vorgenommen und vorgeschlagen, künftig die Tätigkeiten im Ordinariat von jetzt 1,5 auf dann zwei Stellen zu erhöhen. Dies wäre auch eine Anerkennung der bisherigen Arbeit von Emile Verhey gewesen, dessen Arbeitsumfang im Laufe der Jahre stetig gewachsen war und mehr als nur die bisherige bezahlte Tätigkeit umfasste. Wie hieß es in einer ersten Reaktion dazu auf der Website des niederländischen Bistums sinngemäß: „Die Selbpreisung des bisherigen Sekretärs ist billiger als die Anerkennung seiner geleisteten Arbeit durch eine Erhöhung des Stellenschlüssels.“

Nicht ganz ohne Widerstand verlief auch die Diskussion um die Verlängerung der Stelle der Jugendpastorin, die dann aber dennoch von der Synode für weitere fünf Jahre genehmigt wurde.

Humorvoll beendete der bisherige „Finanzchef“ Fred Hubers nach acht Jahren seine Tätigkeit mit dem Resümee, er habe in diesen acht Jahren arbeitsbedingt und aus Zeitgründen sicher einen Lastwagen voller chinesischem Essen zu sich genommen und zu wenig Schlaf gehabt.

intensiv über Diakonie und Mission als wesentlichen Lebensaufgaben und -merkmalen von Kirche und möglichen Perspektiven für die Zukunft diskutiert.

Zeitgleich fand eine Jugendsynode statt – die Jugendlichen berichteten zum Abschluss von ihren Beratungen,



Eine Arbeitsvorlage des CB über die Zukunft der Kirche und die weitere Ausrichtung der pastoralen Arbeit hatte bereits im Vorfeld zu Anfragen geführt; die Synode beschloss nach kurzer Beratung, zu dieser Thematik (und sicher auch Problematik) eine außerordentliche Synode im kommenden Frühjahr einzuberufen.

Der Nachmittag stand dann ganz im Zeichen von Mission und Diakonie: Nach drei kurzen einführenden Impulsen wurde in Kleingruppen

die unter dem Thema standen: „Haben wir auch was zu sagen?“ - im Sinne von: Werden wir gehört?

Es war eine ganz andere Synode als unsere deutschen Synoden – an manchen Punkten könnten wir vielleicht etwas lernen: Denn die niederländische Synode befasst sich wesentlich mehr mit Fragen ihres Kirche-Seins, ihrer Lebendigkeit, ihrer Zukunft, mit Mission und Diakonie und überhaupt nicht mit Fragen des Kirchenrechts. Vielleicht eine Einladung an unsere Gemeinden, für die kommende Synode nicht Anträge zum Kirchenrecht zu stellen, sondern Anträge zur Zukunft und Lebendigkeit unserer Kirche.

Georg Reynders



„Einmal sich alles geschehen lassen...“

In Koblenz wurde die neue Jakobuskirche geweiht

Es blieb bis kurz vor Beginn des Gottesdienstes spannend, wie viele Menschen zur Weihe der neuen Jakobuskirche auf dem Koblenzer Asterstein kommen würden. Zwar bietet das neue Gemeindezentrum der Gemeinde an Rhein und Mosel nun mehr Raum, doch für ein solches Großereignis sind die Kapazitäten weiterhin begrenzt. Dann wurde die Prognose der Kirchenvorstandsmitglieder bestätigt: Rund 180 Gäste und Gemeindeglieder fanden den Weg in den Stadtteil auf der Höhe, von denen sich nur wenige mit einem Stehplatz begnügen mussten. Die Liturgie der Kirchweihe war im guten Sinne schlicht und ergreifend. Drei Vertreterinnen und Vertreter der Gemeinde begrüßten die Anwesenden mit einem persönlichen Wort, darunter Elisabeth Pohl, die seit ihrer Taufe 1924 alt-katholisch ist und der Gemeinde Koblenz seit 1957 angehört. Sie erzählte von der Wehmut, sich nach so vielen Jahren von der kleinen Jakobuskapelle im Stadtzentrum zu verabschieden, betonte aber klar die Chance, die sie in dem neuen Gemeindezentrum sieht. Als Vertreter der evangelischen Gemeinde, die im Vorbesitz des Gebäudes war, sprach Presbyter Dietmar Porschke-Greve seinen Dank dafür aus, dass an diesem Ort die Verkündigung fortgesetzt wird.

Mit einem Lichtritus eröffnete Bischof Dr. Matthias Ring den Gottesdienst. Die Osterkerze, die vom Diakon auf den neuen Leuchter gestellt wurde, sei ein Zeichen für die Ermahnung Jesu, Stadt auf dem Berge zu sein und als lebendige Zeuginnen und Zeugen der Auferstehung unsere Wege zu gehen. Ambo und Altar wurden jeweils an den Stellen in der Liturgie gesegnet beziehungsweise geweiht, an denen die so genannten Prinzipalien zum ersten Mal genutzt wurden: vor der Lesung und vor der Gabenbereitung. In einem Segensgebet erbat Bischof Ring, der Kirchenraum möge zu einem Ort werden, an dem alle Menschen Gottes heilende Kraft erfahren. Musikalisch gestaltet wurde die Liturgie durch die vierköpfige Band der Koblenzer Gemeinde, die mit einer Mischung aus klassischen Kirchenliedern und neuem geistlichen Liedgut zu einer lebendigen und gleichzeitig besinnlichen Atmosphäre beitrug. Mit der Kollekte, die an diesem Sonntag eigentlich für einen

anderen Zweck bestimmt war, schaute die Gottesdienstgemeinde bewusst über den Tellerrand und sammelte für die Taifunopfer unserer Schwesterkirche auf den Philippinen. Mit knapp über 1.000 Euro konnte der Wiederaufbau dort unterstützt werden.

Die Grußworte, die zu einem solchen Anlass gehören, machten deutlich, wie sehr die alt-katholische Gemeinde Koblenz in die ökumenischen Beziehungen eingebunden ist. Bereits während des Gottesdienstes überreichte

Anwesenheit von Vertreterinnen und Vertretern der Nachbarschaft sowie der im Stadtteil ansässigen Vereine aufgenommen. „Es ist jetzt schon zu spüren, wie wir als Gemeinde im Viertel wahrgenommen werden,“ so Pfarrer Ralf Staymann. So wurde die Gemeinde bereits in die Gestaltung des Lebendigen Adventkalenders mit einbezogen und erhielt auch schon eine Einladung zur großen Sitzung des Karnevalvereins.



Pfarrer Stephan Wolff als Vertreter der römisch-katholischen Innenstadtgemeinden ein festliches Evangelium als Geschenk. Reiner Knudsen bekannte als Zweiter Vorsitzender der Synodalvertretung offen und humorvoll, nach der Betrachtung der ersten Bilder vor der Renovierung sei es ihm schwer gefallen, sich vorzustellen, was aus dem Raum einmal werden könne. Nun seien seine Erwartungen jedoch übertroffen worden, und aus einem ersten „Oje“ wurde ein klares „Wow!“ Der Kirchenraum wirkt sakral und gleichzeitig auch gemütlich. Er wirkt durch einfache Akzente, bei deren Planung der Kirchenvorstand stets auch die Kosten im Blick hatte. So hing im Advent ein schlichter Adventkranz mit Kerzen, die auf Anraten des Künstlers leuchtend rot sein sollten, von der Decke, wobei diese Konstruktion keinerlei Arbeiten am Dach und damit weitere erhebliche Unkosten verursachte. Und auch die Gardinen an der großen Fensterfront, die im wahrsten Sinne schwedische Gardinen sind, ergänzen den Raum und wecken mit ihren fließenden Motiven Assoziationen zur Taufe und zum Heiligen Geist.

Mit besonderer Freude wurde die

Auch der Künstler war anwesend. Peter Klein, Bildhauer und Priester mit Zivilberuf in Südbaden, trug durch sein künstlerisches Wirken wesentlich zur Neugestaltung des Kirchenraums bei. In einem Wort des Künstlers wurde die geistliche Dimension seines Schaffens deutlich. „In der Weiheliturgie ist bereits alles gesagt“, bemerkte Klein bescheiden, fügte dann jedoch einige persönliche Worte über die Herkunft des Materials, des alten Eichenholzes aus dem Rhein sowie der Scheibe aus dem Stamm des alten Nussbaums im Singener Pfarrgarten, an. Als Wunsch gab Peter Klein der Gemeinde, die viele Stunden ehrenamtlicher Tätigkeit für die Renovierungsarbeiten investiert hatte, und allen, die künftig auf dem Asterstein Gottesdienst feiern werden, einige Verse aus einem Gedicht von Reiner Maria Rilke mit auf den Weg: „Rast! Gast sein einmal. Nicht immer selbst seine Wünsche bewirten mit kärglicher Kost. Nicht immer feindlich nach allem fassen; einmal sich alles geschehen lassen und wissen - was geschieht, ist gut.“

Stephan Neuhaus-Kiefel

140 Jahre alt-katholische Gottesdienste in Würzburg

Mit rund 75 Gemeindemitgliedern gehört die Gemeinde Würzburg (die ganz Unterfranken umfasst) zu den kleinen Gemeinden im Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland. Aber mit einer langen Tradition auch zu den ältesten. Vor 140 Jahren, am 30. November 1873, fand in der Privatkapelle des Buchhändlers Josef Stahel im ehemaligen Domherrenhof Seebach (heute Theresienklinik) der erste alt-katholische Gottesdienst in Würzburg statt. Wir Würzburger feierten unser Jubiläum mit einem ökumenischen Gottesdienst am Sonntag, 1. Dezember, und einem Adventskonzert, am gleichen Tag. Den Jubiläumsgottesdienst gestalteten Kirchenrat Pfarrer i. R. Winfried Schlüter und Pastor Klaus-Dieter Gerth. Für den musikalischen Rahmen sorgten Wolfram Bieber (Piano) und Eva Ewert (Flöte). In seiner Predigt verwies Kirchenrat Schlüter auf die Vielfalt der Kirche Gottes auch in Würzburg mit unterschiedlichen Traditionen, Riten und Bräuchen. Er habe immer eine große Verbundenheit und Nähe zwischen der alt-katholischen Gemeinde und seiner evangelisch-lutherischen gespürt, sagte der überzeugte Ökumeniker. Eines jedoch, so Schlüter weiter, sollten alle Christen sich immer wieder vor Augen führen: Nicht das Predigen und die Gottesdienste machen das Christ-Sein aus – „das sind einfach nur gute Umgangsformen mit unserem Gott“ –, sondern vielmehr das, was jeder Einzelne von uns im täglichen Leben, im Alltag, in der Begegnung mit anderen Menschen ausstrahlt, tut und weitergibt. Einen gelungenen Abschluss fand das Jubiläum mit dem Adventskonzert am Abend, organisiert von Anette Krambeck. Das Programm gestalteten der gemischte Chor aus Stadtschwarzach (Landkreis Kitzingen), bei dem die Organisatorin mitsingt, sowie ein Blockflötenensemble der Flötenschule „Vielfalt“ (für Erwachsene). Pfarrer Niki Schönherr und Anette Krambeck

Wir freuen uns über Leserbriefe, die bei uns eingehen. Bitte beachten Sie, dass sie eine Länge von etwa 2000 Zeichen mit Leerzeichen nicht überschreiten sollten. Da der Brief von Frau Conrad auf den Artikel „Der 9. November – ein deutsches Datum“ in CH 11-2013 diese Länge um das Fünffache überschritt, musste er stark gekürzt werden:

rundeten die Adventsstunde mit heiterbesinnlichen Textbeiträgen ab. Bei Glühwein, alkoholfreiem Punsch, Lebkuchen und Gebäck klang der Tag an der Feuerschale vor der Kapellentür im gemeinsamen Gespräch von Musikern, Gemeindemitgliedern und Gästen aus. Erst seit 1907 gab es in Würzburg regelmäßig einmal monatlich einen Gottesdienst. Bis 1945 trafen sich die Alt-Katholiken dazu im Kapitelsaal der Stephanskirche, dann in der evangelischen Kapelle in der heutigen Uniklinik. Nach der Bombardierung Würzburgs waren 90 Prozent der Gemeindemitglieder Heimatvertriebene aus den Ostgebieten. Auch Eva Kriwanek aus Gerbrunn gehörte dazu, ebenso wie ihr Mann Karl-Heinz. Die 76-Jährige erinnert sich noch daran, dass sich die Gemeinde bis 1948 in einem Privathaus am „Weg zur neuen Welt“ traf. Auch ein „Herr Lang“ ist ihr ein Begriff. Er war als Seifenvertreter viel unterwegs, hatte vor dem Krieg dem Kirchenvorstand angehört und war in den Nachkriegsjahren sehr aktiv. Mit Hausbesuchen und Religionsunterricht hatte er großen Anteil daran, dass die



Zahl an Gemeindemitgliedern wuchs. Zwölf Kirchenvorstände und 280 Mitglieder zählte man damals schließlich. 1966 mieteten die Würzburger Alt-Katholiken die sogenannte „Alte Wache“ in der Zeller Straße und freuten sich über ein eigenes Gotteshaus mit Gemeindezentrum und Pfarrwohnung. Dort lebte Pfarrer Benedikt Bader mit Frau und Sohn Timo. Timo habe immer Kinder der Gemeinde mit seinem Auto zum Gottesdienst abgeholt, erinnert

[...] Vielleicht ist dem Autor nicht bekannt, dass es längst eine Initiative für einen Alternativtermin gibt, nämlich den 18. März. Für den es überzeugende historische Gründe gibt. Die allerdings Herrn Scholten unbekannt sein dürften, der dreimal (!) die Pogromnacht auf 1937 datiert (während man sich überall auf den 75. Jahrestag vorbereitet!) und „vergisst“, dass am 9.11.1918 auch,

sich Kriwanek. Frauen-, Bibel und Gesprächskreis und der Chor sind Beleg des regen Gemeindelebens in dieser Zeit. 1971 schließlich wechselte St. Martin an den heutigen Standort: die Kapelle des Missionsärztlichen Instituts in der Friedenstraße 3 (Rückgebäude). Dort ist die Gemeinde seit 40 Jahren, von 1973 bis heute, beheimatet. Am 5. Juni 1996 zelebrierte erstmals eine Frau im Priesteramt einen alt-katholischen Gottesdienst in Würzburg in St. Martin. Am 11. Mai 1994 hatte die Bistumssynode beschlossen, dass Frauen auch die Priesterweihe empfangen können. Konstanten in der Gemeinde St. Martin, die meist von Nürnberg aus mitbetreut wurde, waren vor allem die Vorsitzenden des Kirchenvorstandes, mit ihren meist langen „Dienstjahren“: Florian Seufert (1958 bis 1972), Andreas Windsheimer (1973 bis 1989), Gerhard Kollermann (1989 bis 1996) und Paullo Kraus (seit 1997). Konrad Liebler, von 1971 bis 1991 Pfarrverweser, und Pastor Klaus-Dieter Gerth, seit 1998 als ehrenamtlicher Priester und Seelsorger vor Ort, prägten und prägen ebenfalls die Gemeinde, ebenso wie das

mittlerweile verstorbene Unternehmer-Ehepaar Hildegard und Georg Demuth (Michael Weinig GmbH), Kirchenvorstandsmitglied Dr. Richard Behr oder auch die große Würzburger Sozialdemokratin Gerda Laufer.

„Es gab immer wieder unruhige und schwere Zeiten“, blickt unsere Zeitzeugin zurück. „Aber wir haben sie alle gut überstanden.“

Traudl Baumeister

durch Karl Liebknecht, eine sozialistische Republik ausgerufen wurde. [...] Allerdings muss Herr Scholten von allen guten Geistern verlassen sein, wenn er meint, die zwei Nazi-Hochfeste, die genau am 5. und am 20. Jahrestag dieser Proklamation stattfanden, aus unserem Gedächtnis und dem der Opfer beziehungsweise deren Hinterbliebenen löschen zu können! Putsch

im Bürgerbräukeller, endend beim „Marsch zur Feldherrnhalle“, und „Reichskristallnacht“ überlagern das ältere Datum so schwer, so düster [...]. An jedem 9. November pflegen sich geschichtsbewusste Deutsche zu versammeln, hier zum Beispiel am Standort der zerstörten Synagoge und am Mahnmal für die ermordeten Juden, auch jetzt, nach 75 Jahren, um dieser beschämenden Nacht und ihrer Opfer zu gedenken. Historische Verantwortung, Erinnerung, Trauer, Kaddischgebet ...

Und in Zukunft soll an diesem Datum das ganze Land schwarz-rot-gold beflaggt sein (nicht etwa auf Halbmast!)? Und statt Schwarz zu tragen und das Haupt zu bedecken (vielleicht sogar als Frau, ich werde ja auch in Kürze, an Chanukka, wieder acht Tage lang demonstrativ den jüdischen Leuchter auf den Balkon stellen, obwohl ich nicht mal im Entferntesten jüdische Vorfahren habe), gehen wir fröhlich zu Volksfest, Tanz und Feuerwerk? [...] Aber dass jemand so geschmacklos sein kann, an jenem traurigen Abend, wo Brechts Wort gilt: „Mögen Andere von ihrer Schande sprechen, ich spreche von der meinen“ (geschrieben bereits 1933!), ein großes Jubelfest für das ganze Volk ansetzen zu wollen, übersteigt mein Verständnis! So lange noch vor einer einzigen jüdischen Einrichtung in Deutschland ein einziger Polizist Wache stehen muss (wofür wir uns vor der ganzen Welt in Grund und Boden schämen müssten!), sollten wir Dringenderes zu tun haben, als die zurückgekehrten oder aus Osteuropa zugewanderten Juden nun auch noch auf diese Weise zu beleidigen und zu verletzen. Die legen ja auch nicht ihr Purimfest auf unseren Volkstrauertag.

Christa Conrad, Ehringshausen

Eine Zuschrift zum Interview „Transparenz über die Finanzen im Bistum“ in CH 12-2013

Eigentümer alt-katholischer Kirchen Die Aussage, „Die Kirchen ... gehören den Gemeinden“ muss ergänzt werden, denn nur die Kirchen und Gebäude, die die Alt-Katholiken selbst gebaut oder gekauft haben, sind auch Eigentum der alt-katholischen Gemeinden. Die Papstdogmen von 1870 wurden in Deutschland von den Staatsregierungen nicht anerkannt, deshalb konnten

die päpstlichen Exkommunikationen im Gefolge des I. Vatikanums auf die Eigentumsrechte der Alt-Katholiken keine Auswirkungen haben. Die verschiedenen Staaten haben darauf verschieden reagiert.

Baden erließ das Altkatholikengesetz von 1874. Da die katholische Hierarchie die religiösen Bedürfnisse der alt-katholisch gebliebenen Bürger nicht mehr erfüllen wollte, wurden die Nutzungsrechte am katholischen Kirchengrundstück auf beide Parteien aufgeteilt. Wo eine „erhebliche“ Anzahl von Alt-Katholiken vorhanden ist, muss diesen aus dem katholischen

Kirchengrundstück eine Kirche zum Gottesdienst zur Verfügung gestellt werden, und auch die Pfründen sind entsprechend aufzuteilen. In Erwartung dieses Gesetzes hatte Rom schon 1873 ein Breve erlassen, das die gemeinsame Benutzung eines Kirchenraums durch Anhänger der neuen Papstdogmen und deren Gegner verbot. So haben insbesondere badische Gemeinden Nutzungsrechte an kirchlichen oder staatlichen Gottesdiensträumen und auch Pfründen, über die sie aber nicht alleine verfügen können und die ihnen damit auch nicht gehören.

Ewald Keßler, Gemeinde Heidelberg

Termine

Terminvorschau

2014

12. März: 18.00 Uhr Chrisam-Messe in der Bonner Namen-Jesu-Kirche

***18. März:** Dekanekonferenz

21.-23. März: DiakonInnenkonvent

30. März – 4. April: Sitzung der Internationalen Bischofskonferenz in Wislikofen

***4.-6. April:** PePP-Treffen in Ritschweiler

30. April – 4. Mai: Jugendfreizeit mit Bischof Dr. Matthias Ring: Ring frei 3 in Birkenau

5. Mai: Antragsschluss für die 59. Ordentliche Bistumssynode

10. Mai: Bayerische Landessynode

12.-16. Mai: Gesamtpastoralkonferenz in Neustadt an der Weinstraße

***23.-25. Mai:** Dekanatstage Nordbaden, Nordwürttemberg, Rheinland-Pfalz-Süd in Altleiningen/Pfalz

28. Mai-01. Juni: Katholikentag in Regensburg

***22.-25. Juni:** Treffen der Internationalen Römisch-katholischen/Alt-katholischen Dialogkommission (IRAD)

2.-5. Oktober: 59. Ordentliche Bistumssynode in Mainz

***2.-5. Oktober:** Bistumsjugend-Vollversammlung in Mainz

Neu aufgeführte Termine sind mit einem * gekennzeichnet.

Impressum

Christen heute – Zeitung der Alt-Katholiken für Christen heute

Herausgeber: Katholisches Bistum der Alt-Katholiken in Deutschland

Redaktion: Gerhard Ruisch (verantw.), Ludwigstr. 6, 79104 Freiburg,

Tel. 07 61 / 3 64 94, **E-Mail:** redaktion@christen-heute.de

Walter Jungbauer, Joachim Pfützner

Internet: <http://www.christen-heute.de>

Vertrieb und Abonnement: Christen heute, Osterdeich 1, 25845 Nordstrand,

Fax: 04842/1511, **E-Mail:** versand@christen-heute.de

Erscheinungsweise: monatlich

Nachrichtendienste: epd, KNA, APD **Bilder:** epd, KNA und privat

Verlag und ©: Alt-katholische Kirchenzeitung, Bonn; Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

Abonnement Inland: 21,50 Euro incl. Versandkosten; **Ausland:** 28 Euro

Druck: Druckerei & Verlag Steinmeier, Deinigen

ISSN: 0930-5718

Redaktionsschluss der nächsten Ausgaben:

10. Januar, 10. Februar

Nächste Themen: Obacht! Respekt und Respektlosigkeit - Transformation und Wandlung.



Gerhard Ruisch ist Pfarrer in Freiburg.

Um zwei Dinge wird in unseren Fürbitten besonders häufig gebetet: um Friede und um Gerechtigkeit. Vermutlich sind wir uns alle einig, dass es für alle Menschen gut wäre, wenn endlich Frieden einkehrte – überall, für alle. Wie aber ginge es uns, wenn die Sonne der Gerechtigkeit tatsächlich aufginge? Wenn da vom Himmel ein Erzengel käme, versehen mit der Macht, überall auf der Welt gerechte Verhältnisse herzustellen?

Wenn man ihn ließe, hätten dann plötzlich alle Menschen, die arbeiten können und arbeiten möchten, Arbeit. Nicht, dass es auf einmal viel mehr Arbeit gäbe

Wie würden Sie abstimmen? Die Mehrheit der Menschheit ist arm, sie wäre wohl dafür. Aber wäre ich dafür? Wären Sie dafür? Denn eines muss uns

Naturkatastrophen zu tragen hätten. Die Philippinen werden von einem Wirbelsturm und Erdbeben nach dem anderen verwüstet, bei uns spült es höchstens

Sonne der Gerechtigkeit

als zuvor, aber die vorhandene Arbeit wäre gerecht verteilt: Einige bekämen überhaupt Arbeit, andere bekämen mehr Arbeit, wieder andere viel weniger als zuvor. Alle, die ihr Geld arbeiten ließen, müssten es nun selber tun. Und alle würden für ihre Arbeit gerecht bezahlt. Gerecht hieße dann auch, wer viel Verantwortung trägt, erhält mehr Geld für seine Arbeit, ebenso wer eine lange Ausbildung machen musste und wer besonders schwer arbeitet. Mehr, aber nicht viel mehr, nicht das Vielfache der anderen. Nicht so, dass die Einen wieder reich und die Anderen arm werden können. Gerechte Bezahlung, das hieße auch: Die Frauen werden bezahlt wie die Männer, die Arbeitenden in Bangladesch genauso wie die in der Schweiz, die Angestellten in Mosambik wie die in Deutschland. Ebenso würde das Eigentum an Grund, Bodenschätzen, Fabriken, Autos, Jachten und so weiter auf alle verteilt. (Achtung, das ist keine Diskussion, ob Sozialismus sinnvoll und realisierbar ist oder nicht, nur ein Gedankenspiel!)

Nicht zu vergessen: Anteil an den Gütern und am Einkommen müssten auch die erhalten, die nicht arbeiten können, die Alten, die Kranken, die Kinder. Und zwar keine Almosen, sondern einen gerechten Anteil, so viel, dass sie so gut leben können wie die anderen. Alle Kinder würden eine gute Ausbildung bekommen, keines würde zu Kinderarbeit gezwungen sein.

Es geht mir jetzt nicht darum, ob das jemals und auch nur annähernd machbar ist oder welche Wege dafür beschrritten werden müssten. Es geht mir nur um eine Frage: Angenommen, es fände unter allen Menschen der Welt eine Abstimmung statt, ob es denn künftig so sein soll, wie würde ich abstimmen?

klar sein: Wir hätten zwar Arbeit wie alle, aber weniger. Denn wir müssten die Arbeit mit den vorher Arbeitslosen teilen. Wir würden bezahlt wie die anderen, also viel schlechter, als es bisher in Deutschland üblich ist. Wir hätten vermutlich kein Auto, vielleicht ein Fahrrad, aber nicht unbedingt ein Hi-Tech-Bike. Wir hätten eine kleinere Wohnung, ein Haus bestimmt nicht. Wir würden uns sehr viel einfacher ernähren müssen, vielleicht dafür gesünder. Fleisch jedenfalls gäbe es nur selten auf unserem Teller.

Schlimm auch: Wir schimpfen ja gerne über die Deutsche Bahn, aber wenn uns nur noch der welt-durchschnittliche Personennahverkehr zur Verfügung stünde, würden wir ihr nachtrauern, ebenso wie unseren guten Straßen. Wir hätten auch nur noch durchschnittliche Umweltstandards, also wieder schlechtere Luft, dreckigere Flüsse, dafür weniger Elektrosmog. Denn eine Versorgung mit Elektrizität wie jetzt gäbe es natürlich nicht mehr. Wir müssten wohl mehrere Stunden am Tag ohne Strom auskommen. Das wäre aber auch nicht so schlimm, denn die gewohnten Elektrogeräte von der Waschmaschine über das Bügeleisen bis zum Herd und zum PC hätten wir ja auch nur zum Teil. Besonders unangenehm wäre, dass wir im Winter nicht mehr so zuverlässig heizen könnten und auch nicht immer warmes Wasser hätten, auch nicht die gewohnte Menge an Wasser. Vor 50 Jahren war es üblich, einmal in der Woche zu baden, nämlich samstags. Daran würden wir uns wohl wieder gewöhnen müssen – schon bei dem Gedanken juckt es mich.

Gerecht wäre auch nur, und da wird mir schon sehr unwohl, wenn wir einen höheren Anteil an den Risiken von

einmal ein paar Dünen weg und überschwemmt die Kirche in Passau sowie etliche Wohnungen (schlimm genug, sicher!). Ist das gerecht?

Dies alles vor Augen stelle ich noch einmal die Frage: Wenn wir abzustimmen hätten, ob wir mit der Gerechtigkeit des Erzengels einverstanden sind, wie würden wir stimmen? Würden wir der Gerechtigkeit zustimmen, dafür sein, dass es niemandem auf der Welt durch die äußeren Umstände schlechter gehen muss als anderen? Oder würden wir uns an unseren Lebensstandard klammern, weil wir uns gar nicht mehr vorstellen können, auf etwas zu verzichten? Oder würden wir verhandeln und einen Kompromiss suchen wollen, so dass es den Armen ein bisschen besser geht, uns aber nur so viel schlechter, dass es nicht zu sehr weh tut?

Ich lasse es bei der Frage. Mir kommt sie immer wieder einmal in den Sinn, obwohl sie völlig hypothetisch ist und ein solcher Engel nicht zu erwarten. Ich sage ehrlich, sie erschreckt mich. Denn ich bin mir meiner nicht sicher. Ich liebe das gute Leben, vielleicht viel zu sehr. Wie würden Sie abstimmen? Wenn die Frage Sie auch ein wenig erschreckt, bin ich zufrieden. Denn der Schreck könnte ein Ansporn sein sich einzusetzen, dass es allen besser geht. Etwa dadurch, dass da, wo unsere Waren herkommen, gerechtere Löhne gezahlt werden und Kinder in die Schule gehen dürfen, anstatt Steine zu klopfen. Da geht die Sonne der Gerechtigkeit noch lange nicht auf. Doch manche wären schon froh, wenn sie den ersten Schimmer einer Morgenröte sehen dürften.

Gerhard Ruisch